F. XXXV 164

Europa
Schweiz

Gt.
o 169

Geogr.

Erinnerungen

aus

der Schweiz,

von

Moritz Bandyck.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Düsseldorf,
bei J. H. C. Schreiner.
1835.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Die zufällige Revision meines Reisetagebuchs gewährte mir das Vergnügen, in der Erinnerung meine Wanderung zu wiederholen, und hierbei entstand der Gedanke, meine Notizen dem Druck zu übergeben. Wer erst eine Reise in die Schweiz beabsichtigt, wird daraus vielleicht auf manchen interessanten Punkt aufmerksam gemacht, den er sonst übersehen hätte. Denen aber, die schon dort waren, werden angenehme Reminiscenzen erweckt, und ihre Phantasie wird ihnen bei Durchlesung dieser Blätter jene erhabenen Schneegipfel mit ihren Gletschern, jene wilden kühn gestalteten Felsen, die sich aus grauenvoller Tiefe erheben, jene donnernden Wasserstürze, die weiten klaren Seen und die duftenden Matten aufs Neue hervorzaubern, wie nur allein die Schweiz dies alles in solcher Vereinigung darbietet.

Das Hauptinteresse der Schweiz besteht gerade in ihrer überaus großartigen, und oft zugleich so lieblichen Natur, und dies war es auch, was ich vorzugsweise berücksichtigte. Ich habe versucht, die Gegenden, welche mich vorzugsweise angesprochen haben, anschaulich zu schildern, und wenn dies in etwa gelungen ist, so möge der Leser die Miteinführung meiner kleinen Reisebegegnisse, und die sonstigen Bemerkungen nachsichtsvoll verstatten.

Da ich schon früher die Schweiz gesehen hatte, so habe ich jetzt nicht eine der gewöhnlichen Reiserouten gemacht, sondern mein Augenmerk mehr auf von mir noch nicht gekannte, und zum Theil überhaupt von Reisenden weniger besuchte Punkte gerichtet, wie die Abschnitte V., VI., VII., IX., XII., XXII. und XXIII.

Eben dies aber möchte gleichfalls die Bekanntmachung entschuldigen.

I. Reise nach Schafhausen.

Schon am gestrigen Abend war uns, als wir uns in Baden-Baden auf den nach Straßburg gehenden Eilwagen, dames blanches genannt, einschreiben lassen wollten, angekündigt worden, daß wir nur noch oben auf der Imperiale Plätze erhalten könnten, und als wir nun heute Morgen, am 16. August 1831, nicht weniger als sieben und dreißig Personen zählten, die sämmtlich in zwei Wagen, jeder nur mit drei Pferden bespannt, mit allem Gepäck, weggeschafft werden sollten, fügten wir uns geduldig in unser Schicksal, und kletterten nicht ohne Mühe, mit Hülfe einiger Leiterfragmente, hinauf auf die Decke des Wagens. Hier wurde nun hinter einer hohen Schanze von Koffern und Kisten, Nachtsäcken und Schachteln ein schlechtes Brett befestigt, und mein Reisegefährte und ich, nebst einem dritten zu diesem Himmelreich bestimmten Passagier angewiesen, darauf Platz zu nehmen.

Wir hielten uns fest, so gut es gehen wollte, doch nicht lange hatte sich das schwankende Fahrzeug in Bewegung gesetzt, als noch in der Stadt ein Theil des Ballastes, mehrere Koffer, „hurtig mit Donnergepolter" von oben herab auf das Pflaster stürzten. Ihnen folgten einige große Schachteln von Pappe, wahrscheinlich die Gehäuse von Damenhüten, und wenig fehlte, daß auch wir mit unserm Sitzbrett einen Sturz hinten herunter gemacht hätten, nur ein Griff an die noch vor uns aufgestapelten besser befestigten Koffer rettete uns vom tiefen Fall, der sonst höchst wahrscheinlich unserer Schweizerreise noch vor ihrem eigentlichen Anfange ein Ende gemacht hätte. Brett und Effecten wurden demnach besser angebunden, und der Weg fortgesetzt. Wiewohl nun der Sitz oben auf der outside einer englischen Stage Coach bei weitem comfortabler ist, so lernten wir doch auch hier nach und nach auf dem obersten Stockwerk unserer Dame blanche, an welcher übrigens jede andere Farbe außer weiß zu finden war, unsern Sitz zu behaupten, gewöhnten uns an das Hin- und Herschwanken des Wagens, und am Ende gefiel es uns da oben nicht übel. Wir hatten frischere Luft, mehr Aussicht und weniger Staub, als die in den untern Regionen fest zusammengepackten Passagiere, und der Sitz war auch ganz sicher, wenn man hübsch geschickt balancirte, und sich mittelst recht

zeitigen Bückens gehörig vorsah, daß man nicht etwa von einem Baumast, oder einer goldnen Krone, einem Rößli, oder irgend einem sonstigen langarmigen Wirthshaus-Emblem, das offenbar den Luftraum über der Heerstraße usurpirte, abgestreift wurde.

Als wir dann Nachmittags von Kehl nach Freiburg fuhren, und in der Rotonde des Schnellwagens die dicksten Staubwolken verschlucken mußten, als binnen wenig Minuten unser Gehäuse und wir selbst mit einer dicken grauen Masse bedeckt waren, und wir daher, um nicht zu ersticken, ungeachtet der Hitze uns nur selten das Oeffnen der Fenster gestatten konnten, da wünschten wir uns wohl auf den luftigen Sitz der Straßburger Dame blanche zurück. Doch so wie wir heute Morgen den südlicheren Theil des Haardtgebirges, namentlich die schönen Bergformen hinter Landau zu betrachten nicht versäumt, darunter den Drifels, (Dreifels) auf dessen Veste einst Richard Löwenherz gefangen gesessen, und den Hochberg, welche beide ich im vorigen Jahre bestiegen, deutlich erkannt, und weiter den dunkeln schlanken Pfeil des Straßburger Münsters, durch dessen durchbrochene Zwischenräume der blaue Himmel durchschien, bewundert hatten, so hinderte auch uns jetzt am Abend der Staub nicht, uns des Anblicks der reihenweise hinter einander liegenden Ketten der Vo-

gesen zu erfreuen, deren bläulicher Ton bald von der hinter ihnen niedertauchenden, zuweilen durch dünnere und schmale Wolkenstreifen halb verschleierten, und dann im brennendsten Purpur glühenden Sonnenscheibe in ein warmes Violett gekleidet wurde. Einigemal zeigte sich des Rheines Herrlichkeit, mit seinem rothen flüssigen Gold prachtvoll aus der duftigen nebelgrauen Ferne hervorblitzend.

Der Freiburger Münster, den wir am andern Morgen besuchten, schien mir eines der schönsten Werke der germanischen Baukunst des Mittelalters, und wenn gleich nicht die Erhabenheit des von dem nämlichen Meister erbauten, leicht und frei in die höchste Höhe strebenden Straßburger Münsters, und der ernsten colossalen Massen des Cöllner Doms erreichend, doch den Domen zu Ulm und Regensburg wohl an die Seite, vielleicht ihnen vorzusetzen. Vor diesen hat er besonders seinen hohen, ganz von röthlichem Stein erbauten, durchbrochenen und inwendig ganz hohlen Thurm voraus, und — eine Seltenheit bei diesen Gebäuden — scheint ein vollendetes Werk zu seyn.

Auch das Innere der Kirche ist würdig und groß, und eine unbeschreiblich schöne Wirkung machte es, als die Sonnenstrahlen durch das Purpur der gemalten Fenster hineinfielen, und nun, wie

durch einen Zauberschlag, das Grau der mächtigen Pfeiler hell im sanftesten lieblichsten Roth erglänzte, auf dem kalten Steinboden aber einzelne farbige Stellen wie Flämmchen bunten Feuers zitterten.

Die neueren Glasmalereien der Gebrüder Helmle im Freiburger Münster sind bedeutend in der Geschichte dieser wieder ins Leben getretenen Kunst, und wenn die Composition, zum Theil jedoch Copie nach Albrecht Dürer, die der alten Glasmalereien bei weitem übertrifft, so möchte auch die Farbenpracht, als wesentlichster Theil dieser Gattung der Malerei, der alten sehr nahe kommen. Insbesondere war das aus Goa verfertigte, feurige tiefe Roth, der sogenannte Goldpurpur, ausgezeichnet schön.

Das ehemalige Jesuitencollegium dient jetzt zum Universitätsgebäude, ein Theil davon ist dem Buchhändler Groos zu seiner Druckerei eingeräumt, und so breitet sich aus den nämlichen Räumen, in denen vordem der Obscurantismus seinen Sitz hatte, jetzt das Licht der Aufklärung und Wissenschaft über das ganze Land aus. In geräumigen Sälen ist die Universitätsbibliothek aufgestellt, in welcher man mir einige vorzüglich gut und schön gedruckte Werke aus dem Jahr 1470 zeigte, dann unter andern auch ein theologisches Buch, in welchem vorne die eigenhändige Schrift

und Unterschrift Calvins befindlich ist, der dieses Buch einem Freunde als Geschenk verehrte.

Die nächste Umgegend Freiburgs war unter meiner Erwartung, und kann sich mit der anderer Universitätsstädte, z. B. mit der von Heidelberg oder Bonn, in keiner Art messen.

Um Mittag fuhren wir von Freiburg ab, und wurden bald von einem heftigen Gewitter überfallen, das aber noch, ehe wir das Dörfchen Himmelreich erreichten, auch wieder einem klaren Himmel Platz machte. Das Höllenthal, ein schmaler von einem wilden Bergwasser, der Dreisam, durchströmter Felsengrund, eingeschlossen bald von nackten steilen Wänden, bald von schwarzen Tannenwaldungen, ist ein ganz passender Eingang in das Schwarzwaldgebirge. Eine steile Höhe folgt, welche man den Höllensteig nennt, etwas weiter erblickt man in einem Hochthale den Titisee, der kaum eine Stunde im Umfang haben mag, von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossen, und fährt man aus diesem Thal den Seesteig, einen hohen und jähen Berg hinauf, so wird die Aussicht rückwärts durch die im Vordergrund am Bergabhang stehenden Tannen hindurch, auf den See in der Tiefe, die finstern alle mit Nadelholz bewachsenen Berge dahinter, und den in der blauen Ferne sich erhebenden Feldberg, den höchsten

des Schwarzwaldes, immer interessanter, je höher man steigt.

Wären wir einen Tag später in unser Nachtquartier, Lenzkirchen, gelangt, so hätten wir einer Hochzeit beiwohnen, und dabei die guten Schwarzwälder en grande tenue beschauen können, worauf wir aber jetzt, obwohl ungern, Verzicht leisten mußten.

In Bonndorf hatte die runde wohlgenährte und sehr gesprächige Wirthin auf Befragen kaum erfahren, daß wir Preußen seyen, als sie uns sogleich ankündigte, daß sie sich das Vergnügen machen werde, uns neben unserem bestellten Frühstück noch eine Extra-Schüssel vorzusetzen, deren Beschaffenheit sie uns im Voraus aber nicht bezeichnen wollte. Zu unserm nicht geringen Erstaunen brachte sie uns dann noch eine mächtige Terrine voll — Bierkaltschale, und obwohl wir, an sich keine sonderlichen Verehrer davon, an dem heutigen frischen Morgen noch weniger Appetit dazu hatten, mußten wir doch wohl davon genießen, um der guten Frau ihre Freude nicht zu verderben. Sie erzählte dann, daß als früher schon einmal Preußen in ihrem Hause gewesen seyen, diese eifrig Bierkaltschale verlangt, und davon eine große Menge zu sich genommen hätten, daher sie denn solche für ein ganz besonderes Nationallieblingsgericht der Preußen halte. Dankbar für ihren guten Willen, machte

ich ihr einige Complimente über ihre Nationaltracht, besonders über ihre Haube von schwarzem Sammt in durchbrochener Arbeit, mit Gold, worauf sie mir dann gleich erzählte, wie vor wenig Tagen ein Paar hübsche Engländerinnen ihre Sonntagshaube gesehen, selbst aufgesetzt, nach dem Preise einer solchen gefragt, und nachdem sie diesen erfahren, gleich gegen Erlegung desselben die Haube mitgenommen hätten. Naiv genug setzte sie hinzu, daß, wenn sie die Absicht der Engländerinnen voraus gewußt hätte, sie den Preis wohl um einen großen Thaler höher angegeben haben würde.

Stühlingen ist der letzte badische Ort, einige Schritte weiter bildet ein kleines Flüßchen die Schweizergrenze, und vier kleine Stunden weiter liegt Schafhausen.

II. Der Rheinfall.

Kaum angekommen, beschlossen wir sogleich den Rheinfall zu besuchen. Den Hinweg nahmen wir auf der linken Zürcher Seite des Flusses, und gelangten, ungeachtet der Weg durch die seitherigen außerordentlichen Gewitterregen, wie die Leute in Feurthalen sich ausdrückten, jetzt ganz „grausam" sein sollte, und wirklich auch, da vieles Erdreich von den Bergabhängen, und selbst ganze Strecken des Fußpfades in den Strom gestürzt waren, beschwerlich wurde, doch ohne große Schwierigkeiten, bald zum Schloß Lauffen, indem wir schon unterwegens beständig den fernen Donner vernahmen, und diese ernsten, tiefen und gewaltigen Töne, die der Wind uns bald lauter, bald dumpf, schwermüthig und monoton zuführte, schon im voraus die Spannung auf das erwartete Schauspiel vermehrten, und das Gemüth in eine eigenthümliche feierliche Stimmung versetzten.

Im Schloßhofe zu Lauffen sieht man noch nichts, da er von hohen Mauern eingeschlossen ist, bis eine Thür geöffnet wird, und man nun auf einem Felsenvorsprung stehend, oder bequemer noch

in einem dort erbauten Lusthäuschen den Fall in seiner ganzen Größe und Pracht unter sich erblickt. Durch zwei verschiedene Felsgruppen, welche schwarz und finster, doch zum Theil nicht ohne grünen Laubschmuck, mitten aus den brausenden Fluthen hervorragen, theilt sich der Fall der Breite nach, so viel man hier sehen kann, in drei Abtheilungen oder Arme, wovon der Lauffen zunächst gelegene der bedeutendste zu sein scheint. Die Höhe des Falls beträgt nur ungefähr 70 Fuß, aber dennoch ist der Sturz so gewaltig, daß der Wasserstaub bergehoch empor fliegt, unten alles weit und breit in Schaum verwandelt, siedet und zischt, und diese weißen schneeigen Schaummassen dergestalt bis zur untersten Tiefe herabgestürzt werden, daß sie noch weite Strecken unterhalb des Falles aus den bläulichgrünen Fluten wirbelnd wieder hervorquellen. Ungeachtet der mäßigen Höhe bildet daher der außerordentliche Umfang der Wassermassen, deren unausgesetzte wilde Bewegung, ihr Brausen und Zischen, der furchtbare Donner und das Toben der im Fall sich erzeugenden Windstöße eine Scene, die an Erhabenheit und Größe einzig ist, und ich begreife nicht, wie so Manche ihre Erwartung nicht befriedigt finden können. Doch muß ich hinzusetzen, daß gegenwärtig der Rhein durch die zahlreichen Gewitter einen ungemein hohen Stand hatte, ein Umstand, der auf die Höhe und den Um-

fang des Falles von bedeutendem Einfluß sein muß.

Noch wilder und schauerlicher wurde das Gemälde, als der Himmel sich mittlerweile bezogen hatte, und schwarze riesige Wolken, Schaar auf Schaar aufsteigend, das Firmament und mit ihm des Wassers Färbung verfinsterten.

Und noch gewaltiger war der ergreifende Eindruck des Ganzen, als wir auf das äußerste Ende des schwachen Gerüstes hinabstiegen, das unten am Fuß der Lauffener Felswand, so zu sagen, in den Fall selbst hineingebaut ist. Indem dieses von jedem Wasserstoß auf das heftigste in allen seinen Fugen erschüttert wird, und man ohnedies mit Vorsicht auf den stets nassen und schlüpfrigen Brettern gehen und stehen muß, erblickt man gerade über seinem Haupt die furchtbare Wassermasse, deren außerordentlichen Umfang das Auge erst hier ganz zu fassen vermag, mit der wildesten Wuth und der entsetzlichsten Geschwindigkeit unaufhörlich herunterstürzen, und der tobende Donner, unter dem man einzelne Schläge unterscheidet, vermischt mit dem zwischen durch tönenden Heulen und Pfeifen des Sturmes, erreicht einen Grad von Stärke, daß man selbst ganz nahe bei einander stehend, keine Stimme mehr vernehmen kann, und dem Beschauer die Sinne fast überwältigt werden.

Jeder neue Wogensturz, fürchtet man unwill-

führlich, möge das schwankende morsche Bretterwerk in die bodenlose Tiefe stürzen, und als Zugabe erhält man, je nachdem die Windstöße kommen, oft mehr Nässe, als vom bloßen Wasserstaub.

Der Abend war gekommen, und durch das Schwenken eines Tuchs dem Fährmann gegenüber ein Zeichen gegeben, uns überzufahren, doch kaum waren wir einige Schritte vom Land entfernt, als wir plötzlich von dem heftigsten Gewitterregen und Sturm überfallen, und in wenig Secunden bis auf die Haut durchnäßt wurden.

Mit jedem Augenblick nahm die Dunkelheit zu, jetzt mischte sich der Donner in des Himmels Räumen mit dem Donner der Fluten, im Leuchten der Blitze schien der ganze Cataract aus flüssigem Feuer zu bestehen, und selbst die Felsen zu glühen. Wir achteten nicht mehr auf den Regen, noch auf das heftige Schwanken des Kahns, und am Ufer angelangt, wandelten wir schweigend, aufs tiefste von all dem Geschehenen ergriffen, nach Schafhausen zurück, wo wir uns gegenseitig Glück wünschten, den Rheinfall so gesehen zu haben.

Am andern Morgen waren wir wieder im heitersten Sonnenschein dort, der jetzt die finstere und schauerliche Scene des gestrigen Abends in ein strahlendes Bild voller Pracht und Glanz verwandelt hatte. Endlich ist es auch der Mühe werth, die in einem Thurm des Schlößchens im W ö r t h

an der rechten Rheinseite eingerichtete Camera obscura in Augenschein zu nehmen, und das große Schauspiel der Natur nun auch als lebendiges Gemälde auf dem Papier zu sehen. Die unausgesetzte Bewegung des Wassers im Bilde, das Hervorquellen der weißen Schaummassen aus der grünen Wasserfläche, der Wolkenzug am Himmel, und die wechselnde Beleuchtung, alles dies nahm sich in der That sehr gut aus.

Hierauf sagten wir dann dem Rheinfall ein Lebewohl und wünschten andern Reisenden die nämlichen günstigen Umstände, welche ihm bei unserer Anwesenheit einen so überaus großartigen Character verliehen hatten. Doch mögen vielleicht Manche gegen Sturm und Wetter ernstlich protestiren.

III. Konstanz, die Insel Meinau.

Auf dem Wege nach Konstanz nahmen die schwäbischen Gebirge, besonders die hinter den vordern Bergreihen, in weiterer Entfernung, sich hoch und steil erhebenden, kegelförmigen und isolirten Bergkuppen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, unter welchen Hohentwiel und Hohenstaufen noch Baulichkeiten zeigen. Sie sind über 1800 Fuß hoch über dem Rheinspiegel erhaben. In Eschenz, auf dem halben Wege, hatte das Wirthshaus zwei Raben im Schild. Wir erfuhren, daß solches das Wappen des Klosters Einsiedeln sei, welchem das Haus früher zugehört habe. Die Sage erzählt, daß ein Eremit, der früher die Stelle des Klosters, damals in der unwirthbarsten Wildniß gelegen, bewohnt habe, von Räubern in seiner Zelle überfallen und gemordet worden sei. Niemand sei gegenwärtig gewesen, außer zwei vom Eremiten zu seiner Gesellschaft gezähmten Raben, und als nun die Räuber, ganz unbesorgt entdeckt zu werden, ihres Weges weiter gezogen, hätten jene sie unablässig unter beständigem Gekrächze verfolgt, bis nach Zürich in die Stadt, wo viele aus

dem Volk die Raben des Eremiten erkannt, welche so die Bestrafung der Mörder veranlaßt hätten.

Geschichtlich ist es, daß ein Graf von Zollern dort sich eine Zelle erbaute, als Klausner lebte, und im Jahr 862 ermordet wurde.

Die Straße nach Konstanz führt aus dem Kanton Schafhausen durch die Kantone Zürich und Thurgau, bis sie bei Konstanz ins Badische kommt. Von Eschenz aus bleibt man am Untersee, und indem man von der Landseite stets schöne Dörfer, Weinberge und Waldberge mit Schlössern hat, zeigt sich auf der Seeseite Radolfszell, die bedeutende Insel Reichenau, und Konstanz selber, bei dem die Gegend sich etwas mehr abflacht.

Einen ganzen Morgen lang wurden wir in Konstanz von anhaltendem Regen festgehalten. Wir besuchten, da eine Ausflucht ins Freie unmöglich war, das nahe bei dem Gasthaus befindliche alte Kaufhaus, in welchem das berühmte Concil von 1414 bis 1418 gehalten worden ist. Ein Antiquar hat oben ein Curiositäten- und Antiquitäten-Kabinet eingerichtet, und hier siehet man als Wachsfiguren in Lebensgröße, nach Originalgemälden gut gearbeitet, den Johann Huß, Hieronymus von Prag und den Dominikaner-Mönch Cölestin Carceri, welcher sich vorzüglich die Bekehrung des erstern angelegen sein ließ; ferner eine Nachahmung des Gefängnisses, in welchem Huß

zwei und neunzig Tage lang gesessen, und woran Thür und Fenster ächt und von dem wirklichen Gefängniß genommen sind, endlich Götzenbilder, Meßbücher, alte Waffen und dergleichen mehr.

Huß wurde ungeachtet des ihm vom Kaiser Sigismund zugeschickten freien Geleits, in seinem 42sten Lebensjahre am 6. Juli 1415 zu Konstanz lebendig verbrannt, und erklärte noch am Tage seiner Hinrichtung auf die Aufforderung seine Lehre abzuschwören; „er sei sich keiner Irrlehre bewußt, und wolle lieber den Tod empfangen, als an seinem Gott treubrüchig werden, wie es der Kaiser an ihm geworden sei." — Der Geleitsbrief lautete:

„Wir Sigismund, von Gottes Gnaden u. s. w. Als der ersam Meister Johannes Huß, heiliger Schrift Baccalaureus ꝛc. Zeiger dieser meiner Briefen von dem Reich zu Böhmen auf das allgemeine Concilium, so in der Stadt Konstanz gehalten, nächster Tagen fürreisen wirt, den wir auch in unsern und des heiligen Reichs Schirm und Sicherheit empfangen und aufgenommen habend, — denselben wöllend wir auch allen und jedem besonder mit vollkommenem Anmut befohlen haben. Und begehrend von euch, daß ihr selbigen Meister Johann Hußen, — — williglich empfangen, günstiglich halten, und in allem dem, so ihm zu Förderung und Sicherheit auf dem Weg dienen mag, euren för-

derlichen Willen erzeigen wollet und sollet. — Auch ihn mit seinen Knechten, Pferden, Troß — — durch jeglichen Paß, Porten, Bruggen — — und durch alle andern eure Oerter, ohne einige Bezahlung der Schatzung — — und gänzlich ohne Verhinderung fürziehen, ston, gon, wandeln, wohnen, und frei wiederkehren lasset. Auch ihm und den seinen, so es Noth sein würde, um frei sicher Geleit verhelfen, und sie damit versorgen sollet.

Alles zu Ehren unsrer königlichen Majestät.

Datum Spyr (Speyer) Anno Domini 1414 am 9ten Tag Octobris, unserer Reich des Hungerischen im 34sten, und des Römischen im 5ten."

Ob die Treubrüchigkeit Sigismunds an seinem Wort auch zur Ehre Seiner königlichen Majestät gereichte, darüber scheint er sich keine Scrupel gemacht zu haben.

Hieronymus von Prag kam am Montag nach Ostern, am 1. April 1415 in Konstanz an, wurde, nachdem er sich von da entfernt, bald wieder eingefangen, und nun zum Verhör gebracht. Seinen am 23. September beschwornen Widerruf nahm er wieder zurück, mit der Erklärung:

wie er zu seiner eigenen Beschämung einbekennen müsse, daß er solches nicht aus Ueberzeugung des Verstandes und Aufrichtigkeit des Willens

gethan, und er daher den Widerruf als sein gröbstes Verbrechen verabscheue.

Demnach wurde er am 30. Mai 1417 zum öffentlichen Verhör gebracht, und auf seine Weigerung, den Widerruf zu wiederholen, vom Concilium mit dem Anathema belegt, von den Gerichten zum Feuertod verurtheilt, und dies Urtheil am Tage des Spruchs vollzogen.

Merkwürdig ist noch, wie in einer alten auf dem Kaufhause aufbewahrten Chronik der Einzug des neu erwählten Pabstes, Martin des V., in den Münster beschrieben ist, indem es darin heißt: „und gingen neben dem Pabst zwei Cardinäle, und zur andern Seite neben ihnen unser Herr der König Sigismund, mit einem Bengel, und wehret dem Andrang des Volks."

Trotz des fortwährenden höchst unangenehmen Regenwetters spazierten wir Nachmittags nach der fünf viertel Stunden von Konstanz entfernten Insel Meinau, welche durch eine 600 Schritt lange Brücke mit dem Ufer verbunden ist, und aus einem Hügel mit Weinbergen und Feldern besteht. Sie gehört nebst einem hübschen auf ihrer Höhe gelegenen Schloß dem Fürsten Esterhazy, und war vordem Eigenthum des Deutschen Ordens. — Mit der Aussicht gab es leider nicht viel; nur nördlich sahen wir den Heiligenberg mit seinem

weißen Schlosse, und die nahe am See liegenden Gebirge und Oerter, nach Süden nur Wasser und Wolken. Im Fremdenbuch bemerkten wir, daß unter der Rubrik „Seeläufer" viele Personen eingeschrieben waren, die, als der See vom 3. Febr. bis zum 1. März 1830 zugefroren gewesen, über das Eis zu Fuß oder auf Schlittschuhen die Insel, zum Theil von ziemlich entfernten am See belegenen Orten aus, besucht hatten. Das Zufrieren des Sees ist so selten, daß es zum letztenmal vor länger als einem Jahrhundert, nämlich im Jahr 1695 statt gefunden hatte. Vom 11. bis zum 17. Jahrhundert war er nur zwölfmal mit einer vollständigen Eisdecke belegt.

Auf dem Rückweg klärte sich der Himmel nach und nach auf, ein Hügel nach dem andern auf dem gegenüber liegenden Ufer wurde von dem sich ausbreitenden Sonnenlicht der trüben Hülle abgewonnen, die Insel Meinau lachte in freundlichem lebhaftem Grün, der weite See glänzte im schönsten Blau, und auf seiner Höhe am äußersten Rande zeigten sich helle weiße Segel auf der dunkeln Wolkenwand, die noch immer den See begrenzte, und, indem sie sich in ihrer finstern Färbung scharf von den erleuchteten Fluten sonderte, uns zu unserm Leidwesen den Anblick auf die Alpenkette, auf den wir bis dahin noch immer vergebens gehofft hatten, unerbittlich entzog.

IV. Gais. — Weisbad. — Das Wildkirchli.

Der folgende Tag, ein Sonntag, brachte uns auch einen sonntäglichen heitern Himmel, und auf dem angenehmsten Wege, der oft einen Blick auf den See und dessen jenseitiges Gestade erlaubte, fuhren wir nach St. Gallen, einer in einem hohen Bergthale gelegenen Stadt, und Hauptstadt des Kantons St. Gallen. Das Thal ist sehr angebaut, man sieht eine Menge größtentheils schöner Häuser, und die überall hervorleuchtende Betriebsamkeit, besonders auch die vielen Bleichen, erinnern an das bergische Wupperthal.

Hier beschlossen wir denn auch endlich einmal mit der projectirten Fußreise den Anfang zu machen, und begaben uns nach Tisch auf den Weg nach Gais, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Straße über Leufen, sondern über das Gebirge. Schon nach einer kleinen Stunde bietet die Vöglisegg, eine hervorragende Berghöhe, und Vorsprung der appenzeller Gebirge, selbst auch zum appenzeller Gebiet gehörig, eine vortreffliche Fernsicht dar. Nach Norden der weite Spiegel des Bodensees,

Arbon auf einer Erdzunge, und in weitester Ferne die Insel Meinau, bei der wir selbst die Brücke zu sehen uns einbildeten; zwischen dem See und unserm Standpunkt ein grünes Land voll kleiner Berglein und Hügel, fast alle mit schwarzen Tannenwäldchen gekrönt, eine Gegend von seltsamem etwas wildem Ansehn; nach der andern Seite ein großer Theil des appenzeller Landes, hohe Thäler von hohen Bergen umschlossen, ohne auffallende Formen, ohne Felsen, ohne Gletscher; grüne Matten und schwarzes Nadelholz; eine zahllose Menge einzelner überall hingestreuter Häuser und Hütten, selbst bis auf die hohen Berge hinauf. Der Anblick ist sonderbar, aber einförmig und etwas finster. In der Mitte Trogen, einer der Hauptörter von Appenzell Außerrhoden, je näher dabei, um so dichter und näher zusammengerückt die Häusergruppen. Dicht bei der Vöglisegg das Dorf Speicher, mit Trogen durch eine kaum unterbrochene Häuserreihe fast zusammenhängend. Das ganze Gemälde besteht, mit Ausnahme der ansehnlicheren Häuser von Trogen, fast nur aus vier Farben, grün das Land, schwarz die Wälder, grau die hölzernen Häuser und Hütten, blau der Himmel und der See.

Aber die Vöglisegg ist auch historisch merkwürdig, denn hier erfochten die Appenzeller in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit den ersten Sieg. —

Als sie sich gegen die Bedrückungen des Abts Kuno von St. Gallen erhoben, und von der ihnen verbündeten Stadt Sanct Gallen verlassen, vergebens Aufnahme in den Bund der Eidgenossen nachgesucht hatten, stellten sie sich allein, nur mit Hülfe einiger Hundert Männer aus Glarus und Schwytz, auf der Vöglisdeck dem am 15. Mai 1403 gegen ihre Höhen anrückenden Heer des Abts, und einiger schwäbischen Städte, welche mit ihm hielten, entgegen. In einem Hohlwege hinaufrückend, wurde der Feind von den auf beiden Seiten im Hinterhalt liegenden Männern angegriffen, von vorn traf er auf die Hauptmacht der Appenzeller, und so war bald Unordnung und wilde Flucht sein Loos. Auch die Hülfe, welche der Abt vom Herzog Friedrich von Oestreich erhielt, brachte ihm keinen Nutzen, denn über diese siegten die Appenzeller am Stoß im Jahre 1405, und später an der Wolfshalde, so daß kein Feind in ihre Gebirge eindringen konnte. Nun verlor der Abt im Frieden seine herrschaftlichen Rechte, und Appenzell trat in den Bund der Eidgenossen, mit Ausnahme von Bern, 1411.

Zur endlichen Beseitigung der durch die Reformation veranlaßten Zwietracht und Verfolgung wurde 1597 das ganze Land getheilt, die Evangelischen erhielten Außerrhoden, die Katholiken Innerrhoden. Beide blieben aber nur Ein

Stand auf der Tagsatzung der Eidgenossen. Später entstanden Parteien in Außerrhoden selbst. Bei Gelegenheit einer Streitigkeit mit der Stadt Sanct Gallen wurde auf einen Artikel des Rorschacher-Friedens Bezug genommen, den die eine Partei, die Linden, aufrecht erhalten, die andere aber, die Harten, nicht anerkennen wollte. Die erstere unterlag, und ihre Häupter trafen Verlust der Aemter und Ehren und harte Geldbußen.

Einen unauslöschlichen Schandfleck auf die appenzeller Innerrhoder wirft aber die im Ausland nicht genug bekannte Geschichte Suters.

Dieser, früher ein Liebling des Volks und zum Landammann erwählt, verlor für den Kanton einen Prozeß bei der Tagsatzung, wegen einer Alp am Fuß des Säntis, die er zu unbesonnen hatte in Besitz nehmen lassen. Nun wurde er vom Landrath seiner Ehren und Würden für verlustig erklärt, und ferner noch, nachdem er vergebens an die Landsgemeinde sich gewandt, als „Religions-, Freiheits- und Friedensstörer“ ehrlos verbannt, und seine Güter confiscirt. Auch dies war seinen Feinden noch nicht genug. Auf den absurden Verdacht, daß er Mannschaft werbe, um den Flecken Appenzell zu überfallen, wurde er auf die schändlichste Weise, indem man seine eigene zu Appenzell verheirathete Tochter arglistig überredete, ihm eine Einladung zukommen zu lassen, ins Land gelockt,

ergriffen, der siebenzigjährige Greis auf einem offenen Schlitten geknebelt, und an einem furchtbaren Wintertag des Jahrs 1784 bei Sturm und Schnee nach Appenzell geführt. Dreimal an einem Tage ward er auf die Folter gespannt, und obwohl er ein Verbrechen weder bekannte, noch bekennen konnte, am 9. März 1784 zum Tode verurtheilt, und die Hinrichtung am nämlichen Tage vollzogen.

So wird die Gerechtigkeit verwaltet, wo ein von Parteihaß entflammtes Volk zugleich Kläger und Richter ist. —

Wir kamen nach Trogen und fanden dort schöne ansehnliche städtische Häuser, aber der Ort schien ausgestorben, kein Mensch war auf den Straßen zu erblicken, ein Paar Hunde schienen verwundert auf die Fremdlinge zu sehen, und knurrten sie ärgerlich an. Mehrere Gassen wurden durchwandert, doch alle waren menschenleer. Ein fast unheimliches Gefühl erregte es, daß unsre Tritte auf dem Pflaster wiederhallten, wie bei stiller Mitternacht in andern Städten. Der Ort schien bezaubert; hatte die Cholera die Bevölkerung hinweggerafft? oder hielten alle Leute Siesta wie in Neapel? Allein nichts von alle dem: es war nur Sonntag, und wenn man daher nach dessen Feier auf das

übrige schließen kann, so muß die Frömmigkeit hier einen hohen Grad erreicht haben.

Endlich klopften wir an die Fenster des ersten besten Hauses, und erhielten hier Zurechtweisung nach einem Wirthshause, wo wir denn unter andern auch erfuhren, daß hier bei schwerer Strafe verpönt ist, anders als an zwei Tagen im Jahr zu tanzen, nämlich zu Fastnacht, und am Musterungstage. —

Unsern weitern Weg nach Gais nahmen wir über den Gäbrisberg, der, über 400 Fuß hoch, eine ausgedehntere Aussicht, wie die von Vöglisecke, darbietet. Auch hier sieht man den Bodensee mit einem guten Theil von Schwaben, sehr deutlich selbst wieder die Insel Meinau, Mörsburg und Arbon am See, aber auch einen großen Theil des Rheinthals, die Voralberge, den Camor, das Sentisgebirge, und fast den ganzen Canton Appenzell mit seinen Matten, Wäldern und zahlreichen Häusern und Hütten. Das Hauptgebirge des Sentis war leider verhüllt.

Im Gasthaus zum Ochsen in Gais, das am Fuß des Gäbrisberges liegt, war gerade der Appenzeller Gesangverein zu einem Fest vereinigt. An zweihundert Sänger und Sängerinnen mochten dazu gehören. Sie nahmen gemeinschaftlich ein Mahl ein; zwischen jedem Gericht wurde gesungen; und wenn gleich der Gesang mir etwas grell schien, und das Piano

und Forte nicht genug beobachtet wurde, so war er doch im ganzen nicht übel, besonders wenn man erwägt, daß offenbar Viele Theil nahmen, die nicht eigentlich zu den gebildeten Ständen gehörten, daß gerade die Ausbildung und Veredlung des Volksgesanges den Hauptzweck des Vereins ausmacht, und man daher weder die Ausführung von kunstreichen und schwierigen Compositionen erwarten, noch auch in dem, was ausgeführt wird, einen so strengen Maßstab der Beurtheilung anlegen kann, wie bei andern städtischen Gesangvereinen gewöhnlicher Art, wo jedes einzelne Mitglied schon vor seinem Eintritt musikalische Kenntnisse hat, und mit dem Singen nach den Regeln der Kunst vertraut ist. Mit der Veredlung des Volksgesanges, und mit der Erweckung des Geschmacks und der Neigung der Leute zu dergleichen Gesang wird aber auch zugleich eine Veredlung und Verbesserung der Sitten im allgemeinen unleugbar eintreten. Didicisse fideliter artes emollit mores.

Gais ist ein ansehnliches Dorf oder ein Flecken mit manchen großen gutgebauten Häusern, und der Besuch der Curgäste, die hier Molken trinken, bringt viele Nahrung. Jetzt waren in Folge der vielen Regentage die meisten abgereist. Des Morgens in der Frühe sah ich aus meinem Fenster das ganze S ä n t i s g e b i r g e in vollkommener Klarheit vor mir, und um ihm näher zu kommen, machten wir uns bald auf, und gingen auf einem angenehmen, für

kleine Wagen fahrbaren Wege, an dem heitersten Morgen nach Appenzell.

Dieser Flecken erhielt seinen Namen von dem Aufenthalt des vormaligen Herrn des Landes, dem Abt von Sanct Gallen, denn hier auch hatte er ein Haus, „des Abts Zelle", um welches herum sich nach und nach Andre ansiedelten, und so den Flecken Appenzell, der nachher dem ganzen Ländchen den Namen gab, gründeten. Der Ort liegt recht freundlich in dem mit Wohnungen übersäeten grünen Sitterthale, und von hier erreicht man in einer halben Stunde, längs dem Flusse aufwärts gehend, Weißbad.

Hier saßen wir denn Morgens in dem gemeinschaftlichen Saal beim Frühstück, als sich auch nach und nach die Kurgäste in diesem, ihnen zum Versammlungsort dienenden, freilich höchst einfachen Local einfanden. Eine weiße Wand, einige lange Tische von unpolirtem Eichenholz, und hölzerne Bretterstühle, das sind die Zierden des Salons. Auf einem besondern Ecktische liegen auch einige Zeitungen, wahrscheinlich der Inbegriff alles dessen, was man hier an Lectüre haben kann. Von rouge et noir, Roulette oder Faro, von Bällen, Concerten, Theater ist hier keine Rede: aber ein hübsches, zum Theil neu errichtetes Badegebäude, freundliche und billige Bewirthung, und die herrliche Lage im Sitter-

thale, am Fuß des appenzeller Hauptgebirges, des Sentis mit seinen Vorgebirgen, und die schönste Gelegenheit zu Gebirgsexcursionen wird für Viele den Aufenthalt in dem bescheidenen Weißbad angenehm machen; dazu erhält der wirkliche Kurgast hier die frischesten und köstlichsten Molken, besser als in dem benachbarten Gais, wo sie erst mehrere Stunden weit hergeholt werden müssen. Das hiesige Mineralwasser wird vorzüglich gegen rheumatische Uebel empfohlen.

Bald erschienen Sennhirten in unserm Saal, ein Gefäß mit Molken auf dem Rücken tragend, und ihre Ankunft durch Klingeln mit der Tischglocke zu erkennen gebend, worauf denn die Gäste mit ihren Gläsern diese grünlichen trüben, und durch ihr Aussehen keinesweges zum Genusse einladenden Molken in Empfang nahmen.

Inzwischen hatten sich die Nebelwolken nach und nach ziemlich weggezogen, und nur noch an einzelnen Stellen war das Blau des Himmels verschleiert. Wir entschlossen uns, unverzüglich eine Excursion in die Gebirge zu machen, und zwar zunächst zum Wildkirchli. Bald waren wir mit Alpenstöcken versehen, die ungleich roher und weniger tauglich waren, als die im Berner Oberland, und machten uns unter der Leitung eines Führers auf den Weg.

Dieser in seinem Nationalkostüm wurde ein besonderer Gegenstand unserer Aufmerksamkeit. Lange

Beinleider von gelbem Leder, Hosenträger von dunkelm Leder mit messingenen Zierrathen, eine rothe Weste, Schuhe ohne Strümpfe, ein kleines dicht auf dem Kopf anschließendes ledernes Käppchen ohne Schirm, — dies ist die Tracht der appenzeller Hirten, wozu bei unserm Führer noch ein kurzes Pfeifchen kam, das er nicht aus dem Munde entfernte, und ein altes wettergebräuntes Gesicht, dem die Züge der Schlauheit nicht fehlten, welche man den Appenzellern beilegt. Seine Mundart, reich an Gurgel- und Gaumentönen, war hart und rauh; einige Versuche zum Jodeln waren wahrhaft schreckenerregend. Das ch wird in Appenzell aus tiefster Kehle heraufgestoßen, und ihm ganz gleich das k ausgesprochen. Es heißt nicht kühle, sondern c hüle Milch, nicht Käse, sondern C häs.

Der Weg nach dem Wildkirchli fängt gleich beim Badehaus zu steigen an, anfangs ziemlich bequem über den grünen Rasenteppich der B o m m e r n a l p, auf welchem ungemein schöne, große und starke Kühe von schwarzbrauner Farbe weideten, bald aber fanden wir die Bemerkung in unserm Reisehandbuch „un sentier pierreux et bien rude“ sehr richtig, denn immer steiler und beschwerlicher wurde der Pfad, und gern ruhten wir zuweilen eine kurze Zeit, und erfreuten uns des lieblichen Rückblicks auf das von der Sitter, wie von einem breiten Silberband, durchzogene grüne Wiesenthal

mit den freundlichen Häusern Appenzells. Endlich gelangten wir an den Fuß einer ungeheuern senkrecht abgeschnittenen Felswand, an welcher hoch oben einem Schwalbennest gleich das Wildkirchli hing. Hier empfing uns schon der Eremit, unter dessen Anführung wir nun den sich an der Felsenwand hinziehenden immer ansteigenden Fußpfad weiter verfolgten, bis wir noch eine einzelne Sennhütte, im Aescher genannt, erreichten. Hier belohnte eine herrliche Aussicht die Mühen des rauhen Weges. Am meisten links erblickten wir die Kette des Camors, mit dem hohen Kasten, welcher, ein stumpf abgeschnittener Felsen, den höchsten Gipfel derselben bildet. Vor uns thürmten sich gewaltige graue Felsenmassen übereinander, und streckten ihre rauhen Zacken hoch in die düstre Luft. Es war die ganze Säntiskette in ihrer wilden schauerlichen Größe; zunächst die Sigletenalp mit einer Krone von nackten Felsen, weiter rechts der Vogelfirst, der Bogarten und die Marwies, dann der Altmann und der Hochsäntis selbst, deren höchste Gipfel dunkle Wolken umhüllten. Tief unten, von diesen ungeheuern finstern Felsgebirgen umschlossen, glänzte klar der dunkelgrüne Spiegel des Seealp-Sees. Der Schwendibach durchfließt den See, ergießt sich dann weiter das enge Thal hinab, und hell schimmert der weiße Schaum seiner Fälle.

Im Ganzen trug die trübe Beleuchtung dazu bei, den Effect der Scene zu vermehren, und war den Bestandtheilen der Landschaft ganz angemessen. Auch gab die Beweglichkeit des Bildes ihm ein eigenes Interesse. Bald tauchte hier, bald dort, ein finsteres Felsenhaupt aus dem grauen Wolkenschleier drohend empor, bald zeigten sich Reihen schwarzer Klippen um eben so schnell wieder zu verschwinden. Felsen und Thäler, Klüfte und grüne Abhänge schienen durch Zauberei geschaffen, und dann plötzlich wieder zerstört und vernichtet zu sein. Und wenn zuweilen ein heller Sonnenblick auf einzelne grüne Matten fiel, die nur spärlich am Fuß der Gebirge die nackten Steinmassen unterbrachen, so war dieses keinesweges hinreichend, dem Ganzen den Character des Unwirthbaren und Schauerlich-Erhabenen zu benehmen.

Von der Sennhütte im Aescher geht es dann auf die berüchtigte sogenannte Brücke, nämlich auf einen Brettersteg, der längs der ganz lothrechten Wand fort, hoch über dem Abgrund schwebt. Die senkrechte Felswand ist unter der Brücke 250 Fuß hoch, aber hier ist nicht der Thalgrund, sondern es geht von da noch weiter hinunter, und die eigentliche Tiefe ist unabsehbar. Von einem Geländer waren für jetzt nur noch Fragmente da, und so blieb immerhin Gefahr für dem Schwindel unterworfene Personen.

Jetzt waren wir am Wildkirchli selbst, einer kleinen, im Eingang einer Höhle erbauten, mit hölzernen Schindeln bekleideten Kapelle, und gleich darauf in einer Hütte, wo der Klausner mit seiner hoch betagten Mutter und einem Knecht wohnt. Beim Eintritt in seine Wohnung bot er jedem von uns die Hand, mit einem treuherzigen „Willkommen hier,“ — entfernte sich aber bald, um die Glocke im Kirchlein zu läuten, deren Töne in dieser stillen Alpenwelt, hoch über der Menschen Wohnungen, nur gehört von den auf den umherliegenden Thälern und Matten hausenden Sennen, seltsam und feierlich klangen.

Das Wildkirchli ist schon im Jahr 1656 von einem Appenzeller erbaut, und seitdem wohnte dieser auch hier oben. Nach seinem Tod ist stets ein Klausner oben gewesen, der außer dem täglichen fünfmaligen Läuten, auch an Feiertagen, wenn eine Procession hierhin wallfahrtet, und Messe gelesen wird, dem Priester bei dieser Handlung dienen muß.

Nach gehöriger leiblicher Erquickung in der Wohnung des Klausners schickten wir uns zur Wanderung durch die Höhle an. Unsern Eremiten, einen Mann in seinen besten Jahren, kräftig wie Walter Scotts Eremit von Copmanhurst, mit der brennenden Fackel voran, schritten wir in die Höhle. Steil geht der Weg in die dunkle Nacht hin-

ein, die Fackel warf nur einzelne grelle Lichter auf das braune von dichtem schwarzen Haar beschattete Gesicht, und die braune Kutte des Eremiten, und erleuchtete nur wenig die Finsterniß der Höhle. Auf eine kurze Zeit wird das Felsgewölbe so niedrig, daß man nicht aufrecht gehen kann, doch bald schimmert das Tageslicht, und ist man aus der Höhle wieder zu diesem heraufgestiegen, so befindet man sich auf der andern Seite der Felsenwand des Wildkirchlis, und erreicht nach einem viertelstündigen Steigen das Plateau der Ebenalp 4580′ über dem Meer, welche indeß auf diese Benennung mit Grund keinen Anspruch machen kann, denn mit lauter Felsenstücken besäet, überall durch Vertiefungen zerrissen, ist es in der That ein so unebenes Terrain, als jemals eines den Verdruß des müden Wanderers erregt haben mag, und an einigen Stellen schreckt den Furchtsamen der Blick in die schwindelnde Tiefe.

Aber die Aussicht war wenig offen. In immer gedrängteren Massen war das Gewölk herangezogen, und bildete nun ein unabsehbares Wolkenmeer, das vom heftigen Wind hinauf getrieben wurde, und aus dessen grauer stets bewegten Oberfläche nur einzelne Felshörner und Gebirgsmassen gleich Inseln hervorragten.

Das Besteigen der zunächst an die Ebenalp stoßenden Schäffelnalp mußte unterbleiben, da

bei dem Heraufziehen der Wolken, und dem von unten nach oben gerichteten Strich des Windes kein gutes Wetter zu erwarten stand, und so traten wir unsern Rückzug nach Weisbad an, zufrieden mit den wenigen Blicken, die uns in das wilde Bereich des Sentis vergönnt waren.

So wie das appenzeller Land mit seinen grünen Wiesen und zerstreuten schwarzen Tannenholzungen, ungeachtet der zahllosen überall hingesäeten hölzernen Wohnungen, die wenn sie nicht mehr ganz neu sind, eine graue Farbe zeigen, im Gesammtüberblick ein zwar einförmiges und melancholisches Ansehen hat, aber dennoch überall Spuren des Lebens und einer starken Bevölkerung kund gibt, so bildet dagegen die unbewohnte (denn einzelne Sennhütten fallen nicht in die Augen), wilde aber auch großartige Gebirgsregion des 7900 Fuß hohen Sentis einen merkwürdigen Contrast. Seine höhern Theile, die wir heute am frühen Morgen bei ganz klarer Luft von Gais aus geschaut hatten, enthalten Jahr aus Jahr ein Schneeflächen und Gletscher. Von der östlichen Seite her ziehen sich drei Hauptgebirgsreihen zu ihm hinauf. Die vordere nördlichste ist die der Ebenalp und Schäffelnalp, auf welche der Hauptstock folgt; die zweite, von der ersten durch das Schwendithal mit dem Seealpsee geschieden, enthält die Sigletenalp, den Vogelfirst, Bogarten,

Marwies, Krayalp und den alten Mann; die dritte, die Kette des Kamors, ist vom weitesten Umfang, trennt den Kanton Appenzell vom Rheinthal, und vereinigt sich im Altmann mit der zweiten Kette. Letzterer 7460′ hoch, kömmt an Höhe dem Hauptstock am nächsten, Geyrenspitz, Oehrli, Silberplatten und Mesmer sind einzelne Theile und Spitzen des Hauptstocks, doch wird auch der Sentis selbst wohl Mesmer genannt.

V. Der Kamor. — Das Rheinthal.

In Weißbad hörten wir des Nachts starken Regen fallen, und am Morgen des 23. Augusts zeigten sich wiederum nichts als Wolken und Wolken. Der Weg über die Sentisgebirge nach Wildhaus konnte daher nicht gemacht werden, und es wurde für gut gefunden, über den Kamor ins Rheinthal hinabzusteigen, auf welchem man dann bei allenfalls eintretendem heitern Wetter auch noch vortreffliche Aussicht haben würde.

Wenn der Boden weniger naß ist, als es heute der Fall war, ist das Hinansteigen auf das Kamorgebirge nicht beschwerlich. Jetzt aber hatten die rasenbedeckten Alpen so viele nasse und sumpfige Stellen, daß schon in der ersten Viertelstunde unsre Schuhe vollständig mit Wasser angefüllt waren. Vergeblich hofften wir auf das Sinken der Nebelwolken, alle Berghäupter blieben nach wie vor darin verhüllt, und wir unterließen daher, die Besteigung des hohen Kastens. — Oben auf der Höhe des Kamor-Passes, erfreute uns gleichwohl etwas Sonnenschein und Himmelsblau, aber nur auf kurze Zeit, denn kaum waren wir auf sanft gesenkten Mat-

ten wieder etwas tiefer gekommen, so umgab uns wieder die dickste Wolken- und Nebelregion, und jetzt ging es nun eine volle Stunde lang auf dem steilsten, schlüpfrigsten Pfade in dieses undurchdringliche Nebelmeer hinab. Nirgends konnte man festen Fuß fassen, und nur mit Hülfe der Alpenstöcke war es möglich, den wenigstens jetzt bei dem stattgefundenen nächtlichen Regen sehr unsichern Pfad mit heiler Haut zurückzulegen, der um so unangenehmer war, als man wegen des außerordentlich dichten Nebels kaum einen Schritt weit unter sich sehen, die Einbildungskraft sich daher, Gott weiß was für schreckliche Abgründe an den Rand des Steigs hindenken konnte, und man nicht wußte, ob man bei einem etwaigen unglücklichen Fall nur auf den nächsten Stein hingestreckt werden, oder in die ein paar tausend Fuß darunter liegende Thalfläche hinabstürzen würde; höchst selten blitzte einmal das helle schimmernde Band des Rheins, oder ein Dörfchen in den allerkleinsten Verhältnissen, aus der untersten Tiefe durch die graue Decke hindurch, und gab dem Auge Gelegenheit die erstaunliche Höhe des Gebirgs nach der Seite des Rheinthales hin zu ermessen. Von Weißbad aus sieht der Kamor mit seinen sanft ansteigenden Matten gar nicht so schlimm aus, aber an der andern Seite ist derselbe ganz steil abgeschnitten, und hier gilt es die Füße gehörig zu gebrauchen, und die Kräfte anzu-

strengen. Um Mittag kamen wir in Sennwald einem Dorfe im Rheinthal an.

Die Wanderung durch das Rheinthal von Sennwald über Werdenberg und Seweln bis nach Trübbach, welches unsern heutigen Tagemarsch beschloß, war sehr angenehm, und die Gegend so malerisch, und, als ein heiterer Abend dem grauen Morgen folgte, so reizend, daß wir es keinesweges bereuen konnten, statt des Weges von Weißbad nach Wildhaus den jetzigen genommen zu haben. Die zu beiden Seiten des Rheins sich lagernden Gebirge sind von großer wilder Schönheit. Auf der Schweizer Seite zieht sich stundenlang die Kette des Kamors hin, eine Reihe von wenigstens 4000 Fuß hohen Steincolossen, die bald nackt, bald mit dunkeln Wäldern bedeckt, fast senkrecht ins Thal hernieder steigen, nach oben aber lauter schroffe Zacken und Zähne in die Luft strecken. Auf der deutschen Seite erhebt sich ebenfalls ein mächtiges Felsengebirge, das aber seinen Namen, die rothe Wand, erst dann mit Recht verdiente, als die abendlichen Sonnenstrahlen seinen grauen Massen eine röthliche Färbung gegeben hatten. An seinem Fuß sieht man Schloß und Städtchen Vaduz, die Residenz eines fürstlich lichtensteinischen Landvogts.

Später weichen die Schweizer Gebirge etwas zurück, und treten erst bei Werdenberg in einem Prachtberg wieder mehr hervor, dessen Haupt Felshörner und Schnee, und seinen Busen grüne Matten und dicht belaubte Wälder bilden, während an seinem Fuß das Schloß von Werdenberg schon in weiter Ferne hell hervorschimmert.

Dann kömmt überaus anmuthig das Dörfchen Sewelen, wo einzelne, mit Reben bedeckte, oder mit Burgtrümmern gezierte Hügel sich ins Thal vorschieben, zur rechten aber an einem in den kühnsten Formen vorspringenden Felsen die Ruinen des Schlosses Wartau hinab schauen, und hinter ihnen ein noch höheres Gebirg empor steigt, an welchem terassenartig grünende Matten, und graue steile zerrissene Wände wechseln. Von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne angehaucht reiheten sich auf der andern Seite nicht minder erhabene Felsgebirge, und rückwärts weilte der Blick immer noch auf der jetzt schon sehr entfernten bläulichen Camorkette, über deren Zinnen leichte goldne Abendwölkchen schwebten.

VI. Der Wallen-See.

Am frühen Morgen hatten wir schon die Strecke von Trübbach bis Sargans zurückgelegt, auf einer neu, in den Jahren 1821 und 1822, in die Felsen der hohen Wand gesprengten Straße, die immer im Thal bleibt, während die alte sehr beschwerlich über jene hohe Wand, den äußersten Vorsprung bes Schollberges, wegführte.

Die Lage von Sargans am Fuß des Schollberges ist ausgezeichnet, und auf dem Schloßhügel blickt man nicht nur auf das Rheinthal, bis auf die hohen Gestalten des Falknis und anderer Gebirge von Graubündten, sondern auch auf der andern Seite in das Seezthal, das sich bei Sargans in das erstere ausmündet, und in dessen Hintergrund sich schon die Riesenwächter des Wallensees, die grauen Häupter der sieben Kurfürsten oder Kuhfirsten zeigen.

In Sargans nahmen wir ein Wägelchen, um bis Wallenstadt zu fahren, und wollten eben einsteigen, als uns der Wirth ersuchte, noch zwei Personen mitzunehmen, und da ein allerliebstes Mädchen in Berner Tracht mit einem etwas äl-

tern Begleiter sich am Wagen präsentirten, und wir einem so freundlichen Gesichtchen unmöglich die Bitte abschlagen konnten, saßen wir bald selb Vieren in unserm offenen Wägeli. Der Anblick des Schönen ist immer erfreulich und angenehm, und die dunkeln Augen unsrer Begleiterin, ihr schwarzes glänzendes in langen Flechten herabhängendes Haar, ein gesunder etwas bräunlicher Teint, und der schlanke Wuchs, verbunden mit der zierlichen Berner Tracht, dem kecken Strohhütchen, das kaum den Kopf berührte, dem schwarz sammtnen Mieder mit silbernen Kettchen verziert, und schneeweißen pauschigen Aermeln, alles dies sah wahrlich nicht übel aus.

Madli, so hieß unsere Begleiterin, war, wie ich bald erfuhr, mit ihrem Bruder in Familien- oder Erbschaftsangelegenheiten in Chur gewesen, und jetzt nach verfehltem Reisezweck auf der Rückreise begriffen. Sie war dadurch in ihrer Heiterkeit und Munterkeit keineswegs gestört, ihr Bruder aber schien freilich nicht in der besten Laune zu sein.

In Wallenstadt nahmen wir ein Schiff, um nach Wesen zu fahren, und es verstand sich von selbst, daß Madli und ihr Bruder mitgenommen wurden. Bei dem schönsten heitersten Wetter schifften wir uns ein, und lachten über die viel besprochenen Gefahren der Schifffahrt über den Wal-

lensee, dessen Ufer so schauerlich und wild romantisch sind, daß unbedingt kein andrer See in der Schweiz ihm darin gleichkommt. Von beiden Seiten erheben sich in den kühnsten Gestaltungen finstre Gebirgsmassen, und besonders am nördlichen Ufer senken die sechstausend Fuß hohen Felsen ihre zerrissenen und zerklüfteten Abhänge und ihre nackten Seiten oft so steil in die Tiefen des Sees hinab, daß kein Baum und kein Strauch daran haften, und nicht die flüchtige Gemse darauf fußen könnte, daher denn ein Anlanden hier völlig undenkbar ist.

Madli schien den Schauern dieser entsetzlichen Gestade keinen Geschmack abgewinnen zu können, und lachte mich aus, daß ich um solches „wüschtes" Zeug zu sehen, so weit hergekommen sei. Es „verleide ihr", sagte sie, nur hin zu schauen.

Indeß erreichten wir, immer dicht an diesen furchtbaren Steinmassen vorüber schiffend, nach etwa zwei Stunden den kleinen Weiler Quinten, dessen wenige Häuser auf vorspringenden Felsenecken, oder auf Hügeln, die von herabgestürztem Gestein gebildet wurden, erbaut sind. Man sieht einige Nußbäume, und etwas weniges Rasen, doch schienen selbst die Ziegen nur eine kümmerliche Nahrung zu finden, denn sie kamen dicht ans Ufer hinab, und folgten, so weit es das Terrain gestattete, dem Lauf unseres Schiffes, als wenn sie hät-

ten mitgenommen werden wollen. Es ist gerade eben Platz für die Häuser, deren Bewohner gewiß nur zu Wasser über den See zu ihren Nebenmenschen gelangen können, denn über ihren Häuptern und zu beiden Seiten sind nichts als unwirthbare unersteigliche Felsen. Welch ein einsamer, abgeschiedener Ort! Und wie mag es erst zur rauhen Winterzeit hier aussehen, wenn die Lavinen stürzen, oder bei Gewitterstürmen, wenn das wilde Gewässer hinunter rauscht, und einen Hagel von Steinen und Felsstücken mit sich führt!

Wir bemerkten jetzt, daß einzelne weiße Nebelwölkchen am Fuß der Gebirge entstanden, und die Häupter der letztern sich allmählig in Wolken einhüllten. Vor uns lag noch in weiter Ferne der zackige Wiggis, der den Eingang von Glarus bewacht, und wir sahen deutlich, wie an seiner mittlern Höhe die weißen Nebel sich nach und nach in einen dicken Klumpen zusammen ballten, und ehe man auch noch die geringste Bewegung der Luft wahrnehmen konnte, fing der See plötzlich an unruhig zu werden, und die bisher spiegelglatte Oberfläche war augenblicklich mit rauschenden Wellen bedeckt. Einzelne locale Windstöße, dem spätern allgemeinen Wind vorangehend, hatten wahrscheinlich die entfernten Theile des Gewässers aufgeregt, und diese Bewegung sich dem ganzen See mitgetheilt, ehe noch jene Windstöße selbst sich so

weit ausdehnten. Eine vollständige Wetterveränderung schien einzutreten, ein Sturm im Anzuge zu sein, und die Schiffer meinten, daß er wohl gar arg werden könnte.

An dem heutigen frischen und klaren Morgen hätten wir dies sicher nicht geahnt, doch ist freilich ein heiterer Frühmorgen immer etwas bedenklich, und in England sagt man:

The evening red and the morning grey
Is the sign of a very fine day.

Sehr bald ließ sich nun auch der Wind näher vernehmen, und seine aus den Felsenbuchten und Klüften erklingenden verschiedenartigen Töne waren uns eben nicht die angenehmste Musik. Schon sah man auf dem Gewässer nichts als die weißen Schaumränder der Wellen, die uns mit voller Heftigkeit entgegen kamen. Es waren jene bedeutenden mit Schaum gekrönten Wellen, welche die Engländer auf der See horses nennen, indem sie den Schaum nicht unpassend mit den fliegenden Mähnen eines rennenden Pferdes vergleichen. Auch in den italischen Meeren sollen sie Cavalli heißen.

Um dem Sturm so wenig Masse als möglich darzubieten, wurde alle Bedeckung des Schiffes abgenommen, und selbst die hölzernen Cajütenthüren auf den Boden niedergelegt. Aber trotz dieser Maaßregel, und ungeachtet mein Reisegefährte, Madlis Bruder und ich unsern drei Ruderern noch

möglichst kräftige Hülfe leisteten, wurde doch unsre Fahrt sehr kritisch. Gerade jetzt waren wir an den allerschlimmsten Stellen des Sees, denn auf eine lange, lange Strecke gibt es von Quinten aus keinen Platz, wo eine Landung auch nur im Reich der Möglichkeit läge; weit und breit erblickt man nichts als die schauerlichen, senkrechten und nackten Felsenwände, voll schwarzer Klüfte und Spalten, doch an der Wasserfläche auch nicht einmal einen Raum gleich dem der Tellenplatte darbietend, und dann auf der andern Seite die weite Wasserwüste, ein wildes aufgeregtes Chaos, deren Wogen an den sich ihrem wilden Lauf entgegen setzenden ewigen Mauern in machtloser Wuth ihren Schaum hoch emporsprützten. Jede also gebrochene Welle donnerte laut, wenn ihre Hauptmasse am Gestein zerschellte, dann folgte das Rauschen und Zischen des bald wieder hinabstürzenden Schaums, bis zum abermaligen donnernden Schlag der neuen Welle. Bei unsrer Abfahrt von Wallenstadt hatte ich den Wunsch geäußert, diesen schauervollen See einmal bei düsterer Beleuchtung zu sehen, aber ich gestehe, daß mir jetzt der vorige heitere blaue Himmel lieber gewesen wäre.

Ueber zwei Stunden lang ging so die Fahrt längs diesem entsetzlichen Gestade immer dicht vorüber. Vergeblich suchte man weiter ins freie Gewässer zu kommen; der Wind, der dort noch viel

heftiger war, warf uns gleich wieder zurück. Oft schien es, als trügen die Wogen den Sieg davon, wenn unerachtet der äußersten Anstrengung der Ruderer das Schifflein auch nicht einen Strohhalm breit weiter rückte, und der Sturm noch vor dem nächst folgenden Ruderschlag dasselbe an den Felsen zu werfen drohte, und so nahe war man diesen oft, daß sie fast mit dem Ruder hätten berührt werden können. Bräche ein Ruder, meinten die Schiffer, so könnte man auch nicht mehr gegen des Windes Gewalt kämpfen. Häufig schlugen die Wellen über den Bord ins Schiff hinein. Kamen sie gerade von vorn, welches dann geschah, wenn wir aus einer Felsenbucht wieder an die nächste vorspringende Ecke hinaus mußten, so stampfte das Fahrzeug so heftig mit dem Bug auf das Wasser, daß es in allen Fugen krachte, und man glaubte, jede neue Woge werde es völlig auseinander reissen. Ging es aber von einer solchen vorspringenden Ecke wieder in eine Bucht hinein, so kamen die Wellen dem Schiff in die Flanke, und das Umschlagen schien dann oft sehr nahe.

Madli hatte beim Herannahen des Sturms anfangs ihre Fassung behalten, ja sich bewegen lassen, noch einmal auf eine fernere glückliche Reise mit einem Glas Wein anzustoßen, oder wie sie es nannte, zu „pitschen;“ als aber die erste Welle brausend ins Schiff schlug, als sogar der Wind

ihr Strohhütchen entführte, und dieses gleich im Schaum verschwand, da war alles Muth-Einsprechen umsonst, bis sich endlich etwa eine Stunde vor dem am Ende des Sees liegenden Oertchen Wesen die ersehnte flachere Küste zeigte, und somit die Gefahr vorüber war. Bei sechs Stunden waren wir auf dem See, als wir endlich vom Regen und Wellenschlag bis auf die Haut durchnäßt bei Wesen anlandeten, und Madli mit ihrem Bruder sich nun von uns verabschiedete. Sie sagte uns zwar großen Dank für das Mitnehmen, erklärte jedoch, daß sie um keinen Preis mitgefahren wäre, wenn sie gewußt, daß es einen so „grüseli Blast“ (entsetzlichen Sturm) gegeben hätte.

VII. Der Biberlikopf. — Der Speer.

Die wenigen Abendstunden, die uns heute in Wesen noch blieben, benutzten wir um so lieber zu einem Spaziergang nach dem eine halbe Stunde entfernten Biberlikopf, als uns nach der langen Schifffahrt einige Bewegung angenehm und wohlthätig war, und auf Sturm und Regen wieder Sonnenschein folgte. Der Biberlikopf ist ein an der Züricher Straße gelegener kleiner Berg, hier zu Land wohl ein Hügel, von welchem man eine so schöne Aussicht genießt, daß Herr Heinrich Keller von Zürich ein Panorama davon gezeichnet hat, welches wir im Gasthaus zu Wesen vorfanden, und dadurch eigentlich zu diesem Spaziergang veranlaßt wurden.

Nach Osten sahen wir das tiefe Becken des Wallensees, und seine schroffen Felsgestade, vor allen an seiner Nordseite den Leistkamm, mit den an seinem Gipfel scharf vorspringenden Ecken, und die an seine Rückseite sich anlehnende, im saftigsten Grün prangende Ammonalp. Nach Süden aber ward uns zum erstenmal der Anblick des Glärnisch, dessen wir uns noch öfter zu

erfreuen gedenken; mehr vor ihm zeigte sich der Wiggis, in weiterer Entfernung links vom Glärnisch andere Schneeberge, endlich in dem vor dem Wiggis sich hinziehenden Thal die Oerter Mollis und Näfels.

Der Glärnisch endigt sich nach oben in drei verschiedene Höhen, wovon der östliche, am meisten dem Thal von Glarus zugekehrte Gipfel der Vorderglärnisch, der darauf folgende mittlere der Mittelglärnisch genannt wird, an den sich dann der Hinterglärnisch anschließt. Hier auf dem Biberlikopf sind nur die beiden ersten Abtheilungen sichtbar, da die letzte von dem Wiggis verdeckt wird. Der Vorderglärnisch hat wenig oder gar keinen Schnee, dagegen ist der höchste Gipfel des Mittelglärnisch, der Feuerberg, mit Schnee bedeckt, und von ihm zieht sich ein langes Schneefeld oder Gletscher zum Hinterglärnisch.

Ein über alles Erwarten herrlicher Abend trat ein, und während das Thal, und die diesem zugekehrte schroffe Seite des aus lauter spitzen Felsenzacken aufgethürmten Wiggis, schon in abendlichen Schatten gehüllt, nur noch einfache große dunkele Massen in das Bild warfen, strahlte der Glärnisch noch in aller Pracht der warmen goldnen Strahlen des scheidenden Tagsgestirns. Seine ohnedies schon mehr röthlich als grau gefärbten Felsen erschienen in einem tiefern Roth, es glüheten die

Schneefelder des Mittelglärnisch, und nach dem Sonnenuntergang blitzte in der ihn umgebenden Dämmerung der Feuerberg noch einige Minuten im reinsten Purpur. Dann war alles erblichen, und matt und kalt schien Berg und Thal.

Unsre Zimmer hier im Gasthaus zum Schwerdt gehen auf den See, und oft wenden sich bei unserm Souper die Blicke vom Tische weg auf das jetzt den bestirnten Himmel wiederstrahlende ruhige Gewässer, und die finstern gewaltigen Massen der Gebirge. Doch früh legen wir uns zur Ruh, denn morgen soll der Speer erstiegen werden, wozu wir unsre Kräfte sammeln müssen.

Noch im zweifelhaften Licht des Mondes machten wir uns am früheſten Morgen auf den Weg, und kaum hatten wir die stillen Straßen Wesens, dessen Bewohner noch in des Schlummers Armen lagen, durchwandert, als schon gleich vor dem Ort das Steigen anfing. Rüstigen Schritts ging es nun in den nassen bethauten Matten aufwärts, Nebelgebilde wogten um uns her, und das Licht des Mondes war so schwach, daß wir kaum die uns zunächst umgebenden Gegenstände erkennen konn-

ten. Noch ruhete das Vieh auf den Weiden, und wir waren einigemal im Begriff, über ein auf dem Pfad liegendes Thier, das wir für einen Felsblock oder Erdhügel gehalten, zu marschieren. Oder es kam in eine solche dunkle bis dahin unbewegliche Masse plötzlich Leben, und eine Kuh sprang dicht neben uns auf, nicht ohne uns im ersten Augenblick einen kleinen Schreck einzujagen. Selten unterbrach der Glockenton eines schon weidenden Thieres, die sonst durch nichts unterbrochene hehre Stille. Dieser Marsch vor Tagesanbruch in den Alpenregionen hatte etwas ganz Eigenthümliches, ich möchte sagen etwas Unheimliches, etwas Schauerliches, das aber weit entfernt, unangenehm zu sein, vielmehr einen besondern Reiz gewährte. Noch immer konnten wir von den Umgebungen wenig unterscheiden, doch bemerkten wir stets in starkem Aufwärtssteigen Laubholz, Matten und Sennhütten. Endlich graute der Tag, lustiges Jodeln der Hirten ertönte von den Höhen, und mischte sich mit dem harmonischen Geläute der Heerden. Nun folgte eine rauhere Felsengegend, Steinblöcke und Schutt bedeckten den oft von wilden Bergwassern zerrissenen Pfad, statt des Laubholzes erschienen Tannenwaldungen, weiterhin lange nebeneinander hinlaufende zerrissene Schluchten und Gründe, jetzt zeigte sich der letzte höchste Absatz des Berges, bestehend aus einem steilen, sehr steilen, bald nack-

ten, bald mit einer dünnen kümmerlichen Grasdecke bekleideten Nagelfluefelsen, und nach vierstündigem anhaltendem und sehr beschwerlichem Steigen, oft auf rauhen und schwierigen Wegen, hatten wir den ersehnten Gipfel des Speers erreicht. Dieser Gipfel endigt sich in einen schmalen und scharfen Felsengrat oder Kamm, welcher an der südöstlichen Seite, von der man ihn besteigt, sehr jähe, vielleicht in einem Winkel von fünfzig Graden abfällt, von der andern Seite völlig überhängt, und weit vorspringend in den Luftraum hineinragt. Von dieser wunderbar scharfen Form, die von weitem gesehen, wohl einer Lanzenspitze ähnlich sehen mag, kommt wahrscheinlich die Benennung des Berges her. Demungeachtet ist oben Raum genug zum Stehen und Sitzen, ohne sich dem scharfen Rand all zu sehr zu nähern.

Wir beeilten uns sogleich einen Blick auf die uns bis dahin verborgen gewesene nördliche und westliche Seite des Rundgemäldes zu werfen, doch sahen wir hier nur ein bewegtes weißlichgraues glänzendes Nebelmeer wallen, das alles bedeckte, und bis zu drei Viertheilen der Höhe des Speers hinaufreichte. Nur eine colossale Felsgruppe ragte schauerlich, wie eine dunkele Inselgruppe von wunderbar seltsamer Gestalt aus den Wogen hoch hervor. Es waren die Häupter der appenzeller Gebirge, der Hochsentis und Altmann, und schon trug

uns die Phantasie, auf dem Wolkenmeer schiffend, hinüber in ihre grauenvollen Klüfte, und auf ihre stolzen Zinnen, von denen uns selbst der Speer nur wie ein geringer Berg erschienen wäre, als an verschiedenen Stellen Risse und Oeffnungen in dem Nebelschleier entstanden, und blinkendes Wasser und sonniges Grün hindurch schauten, das uns ungeduldig und begierig machte auf das gehoffte gänzliche Aufrollen des Vorhanges. Plötzlich erfolgten einige leichte Windstöße, fast augenblicklich waren zu unserm freudigen Erstaunen Nebel und Wolken wie durch einen Zauberschlag verschwunden, und alles lag in vollkommener Klarheit und Herrlichkeit uns vor Augen.

Indem wir uns nun nach und nach dem Beschauen des Einzelnen hingaben, mußten wir sehr bedauern, weder durch einen kundigen Führer, (einen solchen gab es in Wesen nicht), noch durch ein Panorama oder irgend eine Beschreibung, eine genaue Kenntniß der vor uns ausgebreiteten Gebirge, ihrer Namen und Lage, erhalten zu können. Ich mußte mich lediglich auf meine eigene geringe Kenntniß einiger Gebirgsformen beschränken, wobei mir denn die Erinnerungen meiner frühern Schweizerreise allerdings zu statten kamen.

Möchte es Herrn Keller in Zürich gefallen, die Zahl seiner vortrefflichen Panoramen noch durch eins vom Speer zu vermehren, denn wahrlich, der

Standpunkt ist bedeutend, und dürfte fast der Rigiaussicht an die Seite gesetzt werden.

Nördlich lag tief unter uns das lachende, wiesenreiche, von der Thur, wie von einem Silberband durchschlängelte Toggenburger Thal, dahinter die appenzeller Gebirge, der Hochsentis mit seinen zahlreichen bald spitzen bald stumpfen Zacken, und auch von dieser seiner Südseite nicht ohne Schnee; an ihn schloß sich der Altmann, an Höhe nur dem Sentis weichend, weiter rechts die südliche Fortsetzung der Camorkette, und in weiter Ferne der Bodensee; — nordwestlich der Greiffensee, und der glänzende Züricher See fast in seiner ganzen Ausdehnung mit allen seinen freundlichen Ortschaften und lieblichen Ufern. Mehr westlich erkannte ich unter der Menge blauer Gebirge, die sich wie Meereswogen hintereinander reiheten, unter den vordersten die spitzen Pyramiden der Mythen, den zackigen Pilatus, den in eine scharfe Ecke auslaufenden Rigi, und den Ruffi oder Roßberg; südlich vor allen den Glärnisch in seiner ganzen Herrlichkeit, und links von ihm den hohen und breiten Schneerücken des mächtigen Tödi, des höchsten Gebirgsstocks von Glarus. Noch mehr links, in Süden und Osten, schaarten sich die wildesten Schneegebirge von Glarus, Graubündten und Tyrol gedrängt aufeinander, und in diesem entsetzlichen Chaos war

mir nun leider das Einzelne unbekannt. Doch wird man schon nach Vorstehendem die Bedeutung dieses noch gar nicht gewürdigten, und von fremden Reisenden noch höchst selten besuchten, Standpunktes unter den Hauptfernsichten der Schweiz ermessen können.

Wollte man denselben mit dem Rigi in Vergleichung bringen, so hätte letzterer zwar unstreitig einen noch ausgedehnteren Gesichtskreis, eine bei weitem größere Anzahl von Bergspitzen voraus, auch gewähren ihm die zunächst seinen Fuß berührenden großen Wassermassen des Zuger- und Vierwaldstädtersees einen besondern Reitz: allein es fehlt ihm eine vollständige und schöne Ansicht irgend eines Hauptgebirgsstockes aus nicht gar zu großer Entfernung beinahe gänzlich, und in dieser Rücksicht ist ihm der Speer bei weitem vorzuziehen, wo sich sowohl der Sentis, als der Glärnisch in angemessener Nähe und in ihren eigenthümlichen Formen deutlich darstellen, und eine viel interessantere Ansicht gewähren, als der Pilatus auf dem Rigi, der einzige Berg von Bedeutung, den man dort in einiger Nähe hat, denn der Roßberg kann gar nicht in Betracht kommen. Sehr schade ist es, daß man den Wallensee nicht sieht, welcher von dem Leistkamm und den sieben Kuhfirsten ganz verdeckt wird.

Sennhütten gibt es auf dem höchsten Gipfel des Speers nicht, wir nahmen daher mit dem vor-

trefflichsten Appetit unter freier Himmelsdecke unser Frühstück, und begaben uns dann auf den Rückweg. Bald hatten wir die rauhern Felsengegenden zurückgelegt, und nun war der Weg, obwohl nicht ohne Beschwerde, doch ungemein anmuthig, und alle Reize der Alpennatur schienen hier ausgespendet zu sein. Die kräuterreichen, aromatisch duftenden Matten in ihrem saftigen und sonnigen Grün, Tannenwäldchen, einzelne Sennhütten, weiter unten schattige Nuß- und Ahornbäume, dabei die friedlichen Klänge der Heerdenglocken, und in der Ferne der überaus herrliche Glärnisch, jetzt bei mehr vorgerücktem Tag in einem bläulichen Luftton glänzend, aus dem die horizontalen Schneeschichten und um seinen Busen sich herumziehenden Schneebänder, gleich Adern im Marmor, hervorblitzten; über alles dies der reine und klare Himmel, und das hellste Sonnenlicht. Es war ein entzückender, köstlicher Tag! Ermüdet ruhten wir eine Zeitlang unter dem weit verbreiteten Schatten eines mächtigen Ahorns, an einer in sanften Tönen murmelnden klaren Quelle, und schauten bald nach oben in das Azurblau des Aethers, bald um uns her auf das wohlthätige Grün in allen seinen Schattirungen, auf die schwarzgrünen Tannen, das hellere Laub der andern Bäume, und das noch lebhaftere Smaragdgrün der Wiesen, bald endlich gerade vor uns auf den silberblauen Glär-

nisch. Mit Schmerz nur trennten wir uns wieder von diesem anmuthigen Ruheplatz.

Endlich kamen wir Nachmittags sehr zufrieden mit unsrer heutigen Excursion, und sehr müde, wieder in Wesen an. Der Seewind, der durch die geöffneten Fenster in unser Zimmer hinein spielte, gewährte uns bei unserm Diner die angenehmste Kühlung, und später gegen Abend erfrischte uns ein Bad in den klaren Fluten des Wallensees.

VIII. Glarus.

Wenig geneigt, heute noch weiter zu gehen, warteten wir auf das Churer Postschiff, um dann mit der nach dessen Ankunft von hier abgehenden fahrenden Post noch die paar Stunden bis Glarus zu fahren. Gegenwind verzögerte die Ankunft des Schiffes, und so wurde die Post erst spät am Abend expedirt. Das Gefähr bestand zu unserm Erstaunen aus einem erbärmlichen einspännigen Wägelchen, in welches wir beide, nebst einem dritten Passagier, einem bejahrten Frauenzimmer, alle drei nebeneinander aufs festeste zusammen geschichtet wurden. Remonstrationen waren umsonst, und wir fuhren in Gottes Namen in dieser sehr bedenklichen Equipage in die Nacht hinein. Die Détails des gewiß sehr interessanten Weges konnten wir nun nicht wahrnehmen, von Näfels sahen wir nur die Lichter am Fuß des Wiggis schimmern, aber schauerlich sahen die Glarner Bergriesen aus, von denen man in der Dunkelheit nur ihre schwarze Gesammtmasse am Firmament unterscheiden konnte. Drohende Wetterwolken stiegen aus der Schlucht zwischen dem Glärnisch und Wiggis empor, und

wir waren froh, endlich in unserm zerbrechlichen Wägelchen, das bei jeder Unebenheit des Weges schreckliche höchst unharmonische Seufzer ausstieß, und in dem wir selbst nicht minder über unsre preßhafte Lage seufzten, glücklich in Glarus anzukommen.

Näfels ist in der Geschichte von Glarus merkwürdig, und auch Wesen spielt darin eine Rolle, freilich andrer entgegengesetzter Art.

Die Glarner waren nämlich Unterthanen der Abtei Seckingen, und hatten durch Verweigerung einer geforderten Kriegshülfe gegen Zürich sich den Zorn des Herzogs Albrecht von Oestreich, des Schirmvogts jener Abtei, zugezogen. Sie wurden deshalb auf ihr Ansuchen im Jahr 1352 in den Bund der Eidgenossen aufgenommen, und als nach der großen Freiheitsschlacht von Sempach, 1386, diese überall siegreich waren, und auch die bis dahin östreichische Landstadt Wesen eroberten, wurde dieser Ort von den Glarnern verwaltet, und mit Besatzung versehen.

Allein durch Verrätherei der Einwohner wurde die Besatzung plötzlich in der Nacht (1388) von den Oestreichern überfallen, und größtentheils im Schlaf ermordet. Sechstausend Oestreicher drangen nun auf Glarus ein, schlugen bei Näfels den

schwachen Haufen Glarner anfangs zurück, bis diese sich am Fuß des Wiggis von neuem setzten, und nun anfingen Felsenstücke und Steine auf den Feind herab zu schleudern. Zu rechter Zeit erschien noch ein Haufen Schwytzer auf dem Schlachtfeld, und jetzt waren die Angreifenden bald in Verwirrung, der die wildeste Flucht folgte. Die Glarner feiern noch immer das Andenken dieser ihre Freiheit begründenden Schlacht, die am 9. April 1388 geschlagen wurde. Im Frieden erhielt Oestreich zwar Wesen zurück, doch kauften sich die Glarner von allen Gerechtsamen der Abtei Seckingen völlig los.

Ein merkwürdiges Beispiel der Justiz in Glarus aus der neuern Zeit ist aber, daß noch in den 1780ger Jahren ein armes Dienstmädchen wegen Zauberei hingerichtet wurde! Es sollte nämlich das Kind einer angesehenen Familie in der Art bezaubert haben, daß dieses lauter Stecknadeln erbrochen, und an einer Seite gelähmt worden sei. Nachdem die Unglückliche nun gefoltert, und dann gezwungen wurde, coram magistratu das Kind wieder zu entzaubern, was auch, mirabile dictu, bestens gelang, erfolgte die Verurtheilung und Hinrichtung! Und Glarus ist zu sieben Achttheilen protestantisch! Dieser Fall bildet ein wür-

diges Seitenstück zu dem Suterschen Proceß in Appenzell!

Glarus der Hauptort des Kantons ist von allen Seiten mit außerordentlich hohen Gebirgen dicht umgeben; gleich zunächst steigt der Glärnisch, 8900 Fuß hoch, himmelan, nordwestlich der Wiggis, dessen höchster Gipfel die Scheie heißt, 6950 Fuß hoch, und östlich der Schilt 7375 Fuß hoch. Der Anblick aller dieser nackten Wände, welche das Thal zu erdrücken scheinen, hat etwas Beklemmendes. Ein Bergsturz, selbst von weniger bedeutendem Umfang, würde Glarus unrettbar vernichten, und wirklich hat der Glärnisch schon einmal bei einem Erdbeben furchtbare Felsenstücke hinabgeworfen, welche nicht gar weit vom Städtchen liegen. Da die Kattunfabriken und die Verfertigung des grünen Käses uns nicht sonderlich interessirten, so war hier weiter nichts zu sehen, und wir machten uns an einem heitern Sommertag auf den Weg, um das Hauptthal des Kantons zu durchwandern. Abgesehen von einigen weniger bedeutenden Nebenthälern besteht nämlich der Kanton vorzüglich nur aus einem einzigen von der Linth durchflossenen und dergestalt mit gewaltigen Gebirgen umgebenen Hauptthal, daß er nur Einen freien Ausgang, nämlich längs dem Linthflusse gegen den Wallensee hin,

hat. An allen übrigen Seiten kann man nur mittelst schlecht gebahnter hoher Gebirgspässe wieder hinauskommen.

Wir fanden das Thal größtentheils wohl angebaut; braune hölzerne Wohnungen schauen überall aus dem Wiesengrün hervor, die Berge an beiden Seiten tragen an ihren untern Abhängen schöne Wälder, und über sie hinaus geben die bald nackten, bald in ein Schneegewand gehüllten Felsenhäupter der Landschaft einen großartigern Charakter. Wasserfälle stürzen in außerordentlicher Anzahl auf beiden Seiten ins Thal hinab. Bis Lintthal zählten wir deren nicht weniger als vier und zwanzig, einige kamen von vielleicht tausend Fuß hohen Wänden herab, andere zeichneten sich durch eine ansehnliche Wassermasse aus.

Ein sehr schöner Fall bei Dornhaus war dem Weg so nahe, daß wir ihn ohne großen Aufenthalt näher beschauen konnten; er bestand aus drei Absätzen, von denen der untere so malerisch ist, daß er manchem gepriesenen Fall des Berner Oberlandes vielleicht an die Seite gesetzt werden könnte. Seine bedeutende Wassermasse stürzt in einen dunklen vom üppigsten Buchenwald umgebenen Felsenkessel.

Wir hatten in Lintthal auf kein sehr comfortables Nachtquartier gerechnet, und waren daher angenehm überrascht, als wir unweit dieses Dorfes

ein prächtiges dreistöckiges Gebäude erblickten, und erfuhren, daß dies das ganz neu erbaute Stachelberger Badehaus sei, von dem unsre Reisebücher noch nichts besagten. Die Heilquelle, die erst seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannter ist, enthält vorzugsweise Schwefeltheile, und soll von großer Kraft sein; die Lage des Hauses ist jedenfalls äußerst romantisch.

Es ist an den Fuß eines schattigen bewaldeten Berges, des Braunwaldberges, angelehnt, und gleich dahinter stürzt sich ein wildes Bergwasser, der Braun- oder Brumbach, brausend durch Fels und Wald herab, und ergießt sich unten in die Linth. Auf der andern Seite der Linth führt ihr der unbändige, seine Ufer weit und breit mit Steinschutt bedeckende Durnagelbach seine Gewässer zu, und weiter hinauf liegt an einem Bergabhang auf einem erhöhten Wiesengrunde das Dorf Linthal mit einem schlanken Kirchthurm und zahllosen kleinen braunen Häusern. Den Hintergrund aber, und zugleich den Schluß des Thales bilden zu beiden Seiten gewaltige Bergriesen, unter welchen der Tödi, an dem sich Gletscher auf Gletscher bis zu seinem ewigen Schneerücken hinaufthürmen, der entfernteste, und der höchste, die Mitte bildet. Links streckt der entsetzliche Felsen Selbsanft seine starren senkrechten Glieder in die nicht ganz sichtbare Tiefe des Thals hinab, und rechts

zeigt der Kamerstock graue Felsen, schwarze Wälder, und mehr unten grüne Matten.

Der Tödi zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Beinahe 12,000 Fuß hoch, ist er der höchste Berg der ganzen östlichen Schweiz, und zeichnet sich vor den übrigen höchsten Gebirgsspitzen vorzüglich dadurch aus, daß er sich nicht in steile Gipfel endigt, sondern vielmehr auf seiner höchsten Höhe ein stundenlanges nur wenig gesenktes Plateau darbietet. Von dem Piz Rusein in Bündten ist er nur durch eine Kluft getrennt, so daß beide als Ein Gebirg zu betrachten sind.

Der Pater Placidus a Specha hat den Gipfel des Tödi im Monat Juli 1788 von seinem Kloster Disentis aus, in Gesellschaft eines Gemsjägers erstiegen, und zwar unter den unsäglichsten Mühen und Gefahren. Stundenlang hat er an den furchtbarsten Eismauern gehangen, und seinen Weg durch Einhauen von Stufen in das Eis bahnen müssen. Jetzt bezweifeln Manche, daß er wirklich den Gipfel erreicht habe. Vor etwa zehn Jahren hat Herr Hegetschweiler aus Zürich mehrere Versuche gemacht, aber die Höhe nicht erreichen können.

In der Nähe des Badehauses sind einige Spaziergänge angelegt, und von einem an dem Bergabhang etwas höher als das Haus gelegenen Lust-

häuschen kann man die oben beschriebene Aussicht am besten genießen.

Abends sprachen wir an der Table d'hôte einige junge Deutsche, die von Appenzell herkamen, und den Sentis bestiegen hatten. Nach ihrer Angabe sind die mit Schnee und Eis bedeckten Räume auf dem Sentis von bedeutendem Umfang, und die Ersteigung nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr.

Wir bemerkten in Glarus keine besonders eigenthümliche, wenigstens keine auffallende Nationaltracht, aber die Mundart war uns beinahe unverständlich, und die ganz gleiche Aussprache des k und ch, möglichst hart aus der Kehle herausgestoßen, gibt dem ganzen Ton der Sprache einen abscheulichen Klang.

In hohem Grade merkwürdig bleibt immer der wunderbare Zug des Generals Suwarow in diesen Gebirgsgegenden, und noch jetzt sprechen die Bewohner derselben mit Erstaunen davon. Die Franzosen vor sich her treibend überstieg er am 24. und 25. September 1799 mit einer Armee von 25,000 Mann Infanterie und 5000 Reitern den Gotthard, erreichte am 26. Altdorf, und drang auf den unwegsamsten und gefährlichsten Jägerpfaden aus dem Schächenthal am 27. und 28. in den Canton Schwytz ins Muottathal vor. Inzwischen war aber Corsakow

von Massena bei Zürich geschlagen, und obgleich Suwarow, indem er sich selbst, wie man erzählt, in eine Grube stellte, und nun seine Soldaten aufforderte, wenn sie fliehen wollten, ihn vorher nieder zu treten und mit Erde zu bedecken, die Flucht hinderte, so mußte dennoch ein schleuniger Rückzug über die hohen Gebirgspässe nach Deutschland angetreten werden. In den drei folgenden Tagen zog daher Suwarow unter den blutigsten Gefechten über den 4000 Fuß hohen Pragelpaß nach Glarus, doch auch hier ward dem durch so unglaubliche Märsche, Gefechte und Hunger aufs äußerste erschöpften Heer nur kurze Ruhe vergönnt, und schon am 4. und 5. October erfolgte, von den Franzosen so hitzig gedrängt, daß selbst die kurze Nachtruhe unterbrochen werden mußte, der nicht minder schwierige Marsch durch das Sernftthal über den Seynespaß nach Graubündten, und noch gegenwärtig sollen in den tiefen Abgründen dieses Passes ganze Haufen weißer gebleichter Gebeine von Menschen und Thieren den Wandrer schrecken, und den bloß durch die Gefahr des Weges erlittenen Verlust der Russen bekunden.

IX. Der Claridenpaß.

Von den wenigen aus dem Kanton Glarus führenden Pässen wählten wir, um nach Altdorf zu gelangen, den von fremden Reisenden nur wenig gebrauchten der Clariden. Ein beschwerliches und anhaltendes Steigen, den Fruttberg hinauf, machte den Anfang, und führte uns durch Wiesengründe, die von Kühen und Ziegen beweidet, und mit Sennhütten belebt waren. Eine junge Ziege schloß sich uns an, und folgte uns stundenlang einem Hunde gleich nach, obwohl wir sie oft zurückzuscheuchen versuchten. Es scheint aber, daß die Ziegen auf solchen einsamen und hohen Alpenweiden die Gesellschaft des Menschen suchen. Nachdem wir die Höhe des Fruttberges erreicht hatten, gelangten wir bald in das Gebiet des Kantons Uri auf den sogenannten Urnerboden, einen sehr langen, schmalen, auf dieser bedeutenden Berghöhe gelegenen Thalgrund, der eine einzige Matte bildet, und von so großer Ausdehnung ist, daß sich zuweilen an 4000 Stück Vieh auf ihm vereinigt finden sollen. Mit einer zahllosen Menge Steinblöcke, Felstrümmer und Sennhütten besäet, wird

er auf der Nordseite durch einen ungeheuren Felsenkamm seiner ganzen Länge nach geschützt, welcher seine grauen Zinnen in fast regelmäßiger Reihe stolz in die Lüfte erhebt.

Hat man diesen Wiesengrund zurückgelegt, so werden die Kräfte durch neues Steigen in Anspruch genommen, die Gegend wird allmählig immer rauher und wilder, der grüne Rasen mindert sich mehr und mehr, die Massen von Steinen und Felsenschutt vermehren sich, und nun zeigen sich zur linken südlich die Clariden ziemlich nahe in ihrer vollen Pracht. Mit Erstaunen und Bewunderung betrachtet man die ungeheure darauf ruhende Schneelast, oben im schönsten reinsten Weiß glänzend, und nur von einigen schattigen glatt abgeschnittenen Falten durchzogen. Wo an einigen Stellen diese Schneefelder an Abgründen scharf abgebrochen sind, erkennt man ihre Dicke, die wohl 200 Fuß und mehr betragen mag. An andern Stellen haben sie ein mehr gletscherartiges Ansehen, und sind durch viele Spalten zerrissen und eingefurcht. Unten am Fuß dieser Schneecolosse sind alle Schluchten und Tiefen mit Felsenstücken und Gestein bedeckt, und eben so auch die nächsten Umgebungen des Weges selbst. Keine Spur von Vegetation erfreut hier mehr das Auge, etwas kümmerliches Moos ausgenommen; man sieht nichts, als die ödeste, unwirthbarste Wildniß, ein Chaos von Felstrümmern, wel-

che die Wuth der Elemente hier seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden aufhäufte, in den Höhen aber auf dem blauen Himmelsgrund die im Sonnenglanz wie Diamanten funkelnden und blitzenden Schneemäntel der Clariden.

Jetzt hatten wir, nach Verlauf von sechs Stunden seit unserm Ausmarsch aus dem Stachelberger Badehaus, den höchsten Punkt des Passes, nämlich die Höhe des Klausenbergs erreicht, wo eine kleine Hütte, deren Wände aus rohen übereinander gelegten Steinen bestehen, die sogenannte Klause, dem Wanderer bei schlechter Witterung einen gewiß erwünschten Schutz darbietet. Wir lagerten uns neben der Hütte ins Freie, und verspeisten den Rest der mitgeführten Victualien, indem mehrere Urner Hirten und Hirtinnen von weitem die Fremden neugierig beschauten; zwei davon aber, ein Senne und ein Mädchen, die seine Geliebte zu sein schien, schlossen sich ganz vertraulich unserm Bivouak an, und lagerten sich neben uns, um ein Schwätzchen zu halten. Es ist ein so kräftiger Schlag Menschen, die hier in diesen höchsten Alpenregionen den Sommer über leben, wie jemals einer aus den Händen der Natur hervorging, und hierdurch sowohl, als durch ihr freieres Wesen zeichnen sie sich vortheilhaft vor ihren Landsleuten in der nordöstlichen Schweiz aus, auf welche Fabriken und Industrie schon ihren körperschwächenden Einfluß

geäußert haben. Die Appenzeller Inner-Rhoder sind natürlich davon auszunehmen. Die Kleidung dieser Urner Hirten war von unglaublich groben Stoffen zusammengesetzt, und bestand lediglich aus Hemd, Hose und einem Strohhut. Strümpfe hatten sie nicht, und statt der Schuhe hölzerne Sandalen, die mit einem starken ledernen Riemen über den nackten Fuß befestigt, und mit fast zolllangen eisernen Spitzen bewaffnet sind, ohne welche sie auf den steilen Abhängen nicht weiter kommen würden. Das Mädchen war um nichts zierlicher gekleidet, aber auch nicht minder kräftig, schlank und gut gewachsen, und sah aus ihren frischen und feurigen schwarzen Augen so klar und lieblich heraus, daß Mancher ihren begleitenden Freund wohl beneidet haben möchte.

Wir theilten mit ihnen die Reste unseres Weins, und stiegen dann, noch lange von ihrem Jodeln begleitet, auf der andern Seite des Grats hinunter. Hier eröffnet sich nun ein noch wilderer Prospect; eine Menge furchtbarer Schneegebirge lagern sich im Süden, vor allen das weit hervorragende zweizackige Scheerhorn, und etwas weiter ein hohes, steiles, nur zum Theil mit Schnee bedecktes Horn, die Windgelle, und vor uns, noch in weiter Ferne, die Urner Gebirge hinter Altdorf, die Surenen, mit dem Urner Rothstock.

Einige Saumrosse, jedes mit zwei großen Käsen

beladen, begegneten uns mit ihren Treibern, und nichts sieht hübscher aus, als ein solcher Zug von Menschen und Thieren, oben in der Höhe die steilen Pfade kletternd, bald hinter einer Felsenecke verschwindend, bald eins hoch über dem andern, wie in den Lüften schwebend.

Bis zum Klausenberg, wo die Sennen zu uns kamen, hatten wir sonst auf dem ganzen langen Wege noch keinen Menschen angetroffen.

Hier gelangten wir an die berüchtigte Balmwand, die, wenn man von Altdorf kommt, und hinauf muß, gewiß die äußerste Anstrengung aller Kräfte des Reisenden in Anspruch nimmt. Es ist eine hohe kahle Felsenwand, an welcher der Weg außerordentlich steil über das nackte Gestein oder Gerölle lange hinuntergeht, und nirgends kann man die Alpenstöcke besser gebrauchen, als hier. In schwindelnder Tiefe lag das Schächental unter uns, in das sich von allen Seiten wilde Berggewässer aus den Schluchten hinabstürzten. Bei brennender Mittagssonne fast erschöpft unten im Thal angelangt, erfrischte ein brillanter Fall des Schächenbachs, der Stäubifall, in einer finstern tannenbewachsenen Kluft wenigstens unser Auge, und etwas weiter vorgerückt fanden wir den Rückblick auf diesen glänzend schimmernden, rastlos bewegten Wasserfall im schwarzen Waldesdunkel, darüber die nackten grauen Felsen der Balmwand,

und noch höher die Schneegebirge im Blau des Aethers, wahrhaft einzig.

Wir folgten dem Lauf des Schächenbachs, der in Folge der vielen Gewitter so entsetzliche Verwüstungen angerichtet hatte, daß selbst der Weg an vielen Stellen fortgerissen, Brücken und Häuser zerstört, Bäume entwurzelt, und oft der Boden weit und breit mit Steinen und Felsstücken viele Fuß hoch bedeckt war. Auf unserer ganzen Reise hatten wir oft Gelegenheit, die beispiellosen Verheerungen der in diesem Sommer statt gehabten Ungewitter zu bemerken, und sie waren hier im Schächenthal um nichts geringer, als im Seezthal zwischen Wallenstadt und Sargans, und wie bei Wesen, wo der Steinschutt eine solche Höhe erreicht hatte, daß er sogar über die Kirchhofsmauer auf den Kirchhof gedrungen war, und diesen fünf, sechs Schuh hoch bedeckt hatte.

Bei aufgezehrten Vorräthen, die Haut an Gesicht und Händen von der in diesem Felsenkessel entsetzlich heißen Sonne schmerzlich verbrannt, sehr durstig, und hinreichend müde, sehnten wir uns nach leiblicher Erquickung, die uns endlich in Unterschächen zu Theil ward, wo die rüstige Wirthin, zur Rose, uns mit einem deutschen Händedruck empfing, und italiänischen sauern Rothwein vorsetzte. Noch hatten wir drei lange Stunden bis Altdorf.

Allmählig wird nun das Schächenthal ein wenig freundlicher. In der Tiefe zwar stets das wilde Toben des Schächenbachs, aber zur Seite artige Häuser, lachende Wiesen und herrliche Ahornbäume. Wie erquickend ist nicht nach langem Umherziehen in Wildnissen, Felsen und Schnee dies frische Wiesengrün, und die Pracht eines schattigen Baumes von Laubholz; wie froh begrüßt man wieder menschenbewohnte und cultivirte Gegenden! Ungefähr am Ausgang des Thals liegt Bürglen, der Geburtsort Tells, der bei einer Ueberschwemmung in den Fluten des Schächenbachs, indem er Andern das Leben retten wollte, im Jahre 1354 seinen Tod fand. Eine Capelle, ursprünglich 1388, in ihrer jetzigen Gestalt aber 1582 gebaut, 1758 renovirt, bezeichnet die Stelle seines Wohnhauses, und hat folgende Inschrift:

Wohl auf dem Platz dieser Capell
Hat vormals gewohnt der Wilhelm Tell,
Der treue Retter des Vaterlands,
Der theure Urheber des freien Stands.
Ihme zum Dank, Gott aber zur Ehr
Ward dies Kapell gesetzet her,
Und selbe dem Schutz befohlen an
Sanct Wilhelm Rochi und Sebastian.
Ach, liebe Eidgenossen, gedenkt daran,
Was Gott und die Alte euch Guts gethan!

Im Innern der Kapelle ist über dem Altar das Zifferblatt einer Uhr gemacht, deren Zeiger auf Ein steht. Darunter steht:

Die Freiheit wird sein von langer Dauer,
Wenn allezeit Eins zeigt diese Uhr.

Es ist rühmlich für die Bewohner der drei Urcantone, daß sie so die Gründer ihrer Freiheit überall in Ehren halten, und die Geschichte ihrer Befreiung in so lebhaftem Andenken bei Alt und Jung ist.

Mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne kamen wir in Altdorf an, zwar nach einem einschließlich des Aufenthalts dreizehnstündigem Marsche sehr ermüdet, aber auch sehr zufrieden, denn der ganze heutige Weg ist so interessant und so reich an wilden und erhabenen Naturscenen, daß er sich jeder andern Partie dieser Art an die Seite stellen kann, und werth ist, mehr als es geschieht, von Reisenden besucht zu werden. Gefährlich ist der Paß nirgends, nur wegen der Länge etwas beschwerlich.

X. Altdorf, Sewen, der Rigi und Vierwaldstädter-See.

Altdorf, ein Flecken von 1050 Einwohnern, Hauptort des Cantons Uri, liegt von hohen Gebirgen umgeben, am Fuß des Bannberges, fast am Ausgang des sich vom Gotthard hinabziehenden Reußthales, welcher Fluß eine halbe Stunde von da in den Vierwaldstädter See fällt. Es ist ein hübscher Ort, von einer Menge prachtvoller Obstbäume umgeben, deren Früchten wir alles Lob angedeihen ließen, da wir die herrlichsten saftigsten Pfirsiche von der Welt aßen.

Altdorf hat mehrmals das Unglück gehabt, eingeäschert zu werden; das letztemal, am 5. April 1799, wurde es vom Feuer während des heftigsten Föhnwindes fast gänzlich verzehrt. Seitdem müssen alle Häuser von Stein gebaut werden; beim Föhnwinde müssen alle größern Feuerstädten gelöscht werden, und bei Nacht patroulliren Feuerwachen beständig durch die Straßen. Im nämlichen Jahre zogen die Russen unter Suwarow durch Altdorf, und vorher und nachher waren die Franzosen dort. Eine große Anzahl wehrloser Men-

schen, Weiber, Kinder, Greise, die sich in die Kapelle auf dem Kirchhofe geflüchtet hatten, wurden von den Franzosen ermordet.

Ein Thurm auf dem Markte bezeichnet die Stelle der Linde, unter der Tells Sohn stand, als der Vater ihm den Apfel vom Haupte schoß.

Seine Hauptnahrung zieht Altdorf von der Gotthardsstraße, und obwohl ich bei meiner frühern Reise das wilde Reußthal, die schauerliche 1½ Stunden lange Felsenschlucht der Schöllenen, die Teufelsbrücke, Andermatt und das Urserntthal gesehen hatte, so bedauerte ich doch, jetzt nicht noch einmal diesen Weg machen, und die neue Straße betrachten zu können.

An einem hellen Sonntagsmorgen gingen wir nach Flüelen, und erwarteten dort bei einem Frühstück die Abfahrt des nach Brunnen zurückkehrenden Postschiffes. Eine Kellnerin (dergleichen man jetzt häufig in den Gasthäusern der Schweiz findet) machte die Honneurs des Hauses, und war nebenbei eifrig mit dem Studium der englischen Sprache aus Grammatik und Dialogenbüchern beschäftigt.

Wir hatten uns noch nicht lange eingeschifft, und erfreuten uns der angenehmen Fahrt auf dem See, die uns nach dem gestrigen starken Marsch

um so behaglicher schien, als sich ein frischer Wind erhob, der stets an Heftigkeit zunahm, und das Gewässer dergestalt aufregte, daß das gebrechliche Schifflein nur mühsam gegen die Wellen ankämpfte. Es war gerade am Fuß des großen Arenbergs, dessen Felsenmauern sich über 5000 Fuß hoch senkrecht aus den Fluten erheben, und bei der Tellenplatte, wo der Wind am heftigsten wehte. Indeß war keine Gefahr, und so diente des Windes Gewalt nur dazu, den ohnehin großartigen, aber wilden und schauerlichen Character des Bildes noch mehr hervorzuheben, zu welchem die brausenden Wellen, die zischend an den Felswänden zerschellten, einen passenden Vordergrund bildeten.

Regelmäßig weht Morgens und Abends ein sanfter Ostwind (der s. g. Rieter) über den See, und umgekehrt gegen Mittag bis zum Abend im Sommer bei heiterm Wetter streicht der Wind von Brunnen her über den See ins Reußthal hinein. Dies ist der s. g. Schönwind, der jedoch oft einen hohen Grad von Stärke erreicht, wie es denn auch heute geschah.

Die größte Gewalt aber hat der Föhn aus Süden und Südwesten, in jeder Jahreszeit. Vor seinem Erscheinen bemerkt man dichte Dünste in der Luft, Höherauch, der Mond hat einen Hof, und bei den Menschen zeigt sich Erschlaffung. Dann bricht der Föhn unter fürchterlichem Toben aus;

schon aus weiter Ferne hören die Thalbewohner voller Schrecken das entsetzliche Heulen des Orkans, sein Brausen in den Wäldern, wo er jeden Widerstand besiegt, die stärksten Bäume reihenweise niederstreckt, sie entwurzelt, oder gleich dem schwachen Rohr zerknickt; dann wirft er Häuser nieder, oder entführt ihre Dächer, die umsonst mit schweren Steinen beladen sind; oft geht er nur strichweise, und in geringer Entfernung herrscht vollkommene Windstille. Oft ist es in der Tiefe des Waldes ruhig, während der Föhn in den hohen Gipfeln der Tannen wüthet.

Wehe dem, den er auf dem See überfällt, in den schlechten offenen Barken, womit hier die Schifffahrt betrieben wird. Es soll die Rede von einem Dampfschiff zwischen Lucern und Flüelen gewesen sein, Eifersucht und alte Privilegien der Schiffer aber die Ausführung verhindert haben.

In Brunnen gelandet, ergötzten wir uns, nach eingenommenem Mittagsmahl, während der großen Hitze auf dem Balkon des goldnen Adlers an der herrlichen Aussicht auf den See. Nach und nach wurde es lebhaft im Hause, es fanden sich, da es Sonntag war, mehrere Gesellschaften im Speisezimmer ein, die Damen in vollständigem Staat. Wir erstaunten besonders über ihren sonderbaren Kopfputz, der die meiste Aehnlichkeit mit zwei enormen Hahnenkämmen hat, die nach hinten

zu verbunden sind. Die Frauen tragen dieses Hahnengekämm weiß, die Mädchen schwarz. Leider soll diese geschmacklose Tracht immer mehr das niedliche Schweizer Strohhütchen verdrängen.

Von Brunnen machten wir uns weiter auf den Weg nach Goldau, auf einem angenehmen Fußpfad, vor uns die steilen Felspyramiden der Mythen oder Schwytzerhaken, an deren Fuß das freundliche Schwytz liegt.

Die Hitze wurde drückend, und hinter dem Gebirg zogen dunkele und schwere Gewitterwolken empor, die schwärzer und immer schwärzer wurden. Schon fielen einzelne dicke Tropfen, als wir im Dorf Sewen ankamen; wir gingen langsam, zweifelhaft, ob wir weiter gehen, oder einkehren sollten, als uns die freundliche Einladung des Wirths für das letzte entschied, und kaum waren wir in unserm Zimmer, als das Gewitter mit voller Wuth losbrach, und da der Regen anhielt, so blieb uns nichts übrig, als hier Nachtquatier zu machen.

Nachdem wir in dem gegenüber liegenden Badehaus ein Bad genommen, vergaßen wir bei einem guten Abendbrod und einem vortrefflichen Glase Wein, daß wir eigentlich wider Willen hier eingekehrt waren. Der sehr gefällige Wirth, der zugleich Landammann des Distrikts war, erzählte uns mancherlei Interessantes aus den Kriegsjahren, besonders aus der Zeit, als die Franzosen in die klei-

nen Cantone einbrachen. Er war auch Augenzeuge des fürchterlichen Bergsturzes im Jahr 1806 gewesen. Am 2. September dieses Jahres stürzte nämlich ein bedeutender Theil des Roß- oder Rufsiberges, eines Nachbarn des Rigi, herab, und verschüttete in wenig Augenblicken das liebliche Dorf Goldau, und zwei andere Ortschaften. Ein großer Theil der Bewohner sah von den umliegenden Alpen dem Sturze zu, doch vergeblich war ihr Bemühen, die Verschütteten zu retten. Bei fünfhundert Menschen kamen ums Leben, und nur wenige konnten ausgegraben werden. Keine Spur von den blühenden Dörfern war mehr zu sehen, ein ungeheures Felsenmeer bedeckte ihre Stätte. Ganze Waldungen — so erzählte unser Wirth — rutschten, die Bäume zum Theil noch aufrechtstehend hinab, und eine so bedeutende Felsenmasse stürzte in den Lawerzer-See, daß die Fluten, aus ihrem tiefen Bette verdrängt, sich brausend über die Ufer ergossen, und sich bis nach Sewen wälzten.

Am andern Morgen schieden wir von unserm freundlichen Wirthe, und da auch die Rechnung überaus billig war, so kann ich jedem Reisenden das Gasthaus zum weißen Kreuz bei Herrn Abeg in Seeven empfehlen. Man kann von hieraus die

interessantesten Excursionen machen, und hier schönes Wetter zur Besteigung des Rigi erwarten.

Ein äußerst angenehmer Weg führte uns den Lawerzer-See entlang. Der grüne dunkele Wasserspiegel zeigte nur einzelne glänzende, von der Sonne erleuchtete Streifen, und über einigen mit Bäumen und mannigfachem Gebüsch bewachsenen Inseln zeigten sich in der Ferne die wunderlichen starren Felsen der Mythen, und die Höhen, welche diese mit dem Ruffi verbinden. Links das Gebirge des Rigi, bald grüne Matten und Wäldchen, bald nacktes röthliches Gestein. — Ein Hügel scheidet das Gebiet des Lawerzer von dem des Zuger Sees; hier war Goldau. Eine ausgedehnte Stein- und Schuttmasse bedeckt Alles weit umher, und bildet den ungeheuren Grabhügel, den Leichenmantel, womit die Natur selbst so viele, viele Todte bedeckt hat. Nichts kann das Gemüth tiefer ergreifen, als diese Stätte. Selbst ein Schlachtfeld, das vielleicht mehr Tausende in seinem Schooß verbirgt, als jene Hunderte, würde auf mich geringern Eindruck machen: denn der Soldat geht in die Schlacht mit dem Gedanken des Todes, der ihn bei jedem Schritt, in jedem Augenblick bedroht; der Schlachtentod ist sein häufiges Loos, und seine Bestimmung zu tödten; sein Muth, seine Tapferkeit, oder auch seine Feigheit können ihn retten. Aber wie anders bei solchem Bergsturz! Mitten in ihrem häusli-

chen Glück, in ihrer friedlichen Ruhe werden die Armen unerwartet und plötzlich von dem entsetzlichsten Geschick überfallen; vergebens ist aller Widerstand, umsonst die Flucht; und nicht allein der Mann in seiner Kraft erliegt, auch der schwache hülflose Greis, das zarteste Kind, die Frau voller Anmuth, das blühende Mädchen in seiner Schönheit! Und wurde nicht Mancher, ohne von dem herabstürzenden Steinmeer erschlagen zu werden, unbeschädigt oder weniger bedeutend verletzt, von dem Felsengrab umhüllt, und so lebendig begraben? Hat nicht wahrscheinlich noch Tagelang in der Tiefe unter der undurchdringlichen Decke das Geschrei des Jammers und der Verzweifelung ertönt? Ja, mögen nicht Einzelne noch Wochenlang, nur von Leichen umgeben, gelebt haben, und bei ihnen die Hoffnung der Errettung von Tag zu Tag schwächer und schwächer geworden, endlich ganz erloschen sein? — Welch ein unerschöpfliches Gebiet für die Phantasie, wenn sie sich unwillkührlich in die Einzelnheiten der Schrecken verliert! Alles ist noch jetzt ein Bild der schrecklichsten Zerstörung; wenig kümmerliches Gras und einiges kurzes Gesträuch fängt an stellenweise das öde kahle Gestein wieder zu beleben. Ein Wirthshaus und eine Kapelle stehen auf der Stätte, und führen den Namen Neu-Goldau.

Hier versahen wir uns mit Alpenstöcken, und fingen an den Rigi zu besteigen, doch kaum hatten wir das Dächli, eine Station, etwa ein Drittel der Berghöhe, hinter uns, als ein fernes Rollen des Donners uns mahnte, die Schritte zu beschleunigen, um wenigstens vor dem völligen Ausbruch des Gewitters das Klösterli Maria zum Schnee zu erreichen. Doch umsonst; bald waren wir mitten im Wetter und in den Wolken, es blitzte über uns und unter uns, und um dem heftigen Platzregen zu entgehen, suchten wir Schutz in einer nicht fern vom Weg liegenden Sennhütte. Wir wurden nicht wenig überrascht, als wir hier bei einem erquicklichen Feuer einen alten silberhaarigen Sennhirten sitzen sahen, neben ihm einen jüngern Mann, der auf einer Art von Zither spielte und dazu sang, dann zwei Knaben. Freundlich wurden wir empfangen, zum Sitzen erhielten wir einfüßige Melkstühle, auf denen man immer das Gleichgewicht halten muß, um nicht umzufallen; dann reichte man uns Milch, Kirschgeist und Brod, alles was sie hatten, und der Hirt fuhr auf unsre Bitten fort zu spielen und zu singen.

Als wir weggingen, wollten sie für ihre Bewirthung nichts annehmen, und dies ist fürwahr ein seltener Fall bei den guten Schweizern.

Der Regen hatte in etwa nachgelassen, nur tief unter uns zogen noch schwere Wolken, von Zeit zu

Zeit einzelne Blitze in die Höhe sendend, doch oben auf dem Culm angelangt, war Gewölk, Nebel, Regen, aber keine Aussicht.

Dafür unterhielten wir uns beim Souper in einer aus den verschiedensten Nationen componirten Tischgesellschaft. Eine junge Pariserin versuchte englisch zu sprechen, das sie avec beaucoup de ferveur gelernt zu haben behauptete; allein ein junger englischer Gentleman konnte ungeachtet aller Mühe und Aufmerksamkeit auch nicht ein Wort davon verstehen. Dafür amüsirte sich die Französin desto mehr an seinem Französisch Sprechen, und in der That kam es oft sonderbar heraus, wenn er z. B. erzählte, j'ai un très fort mollet, statt mulet, und dann fragte dites à moi, combien je fout payer. Nichtsdestoweniger wurde die Unterhaltung in allen drei Sprachen lebhaft fortgeführt.

Ein anderer Gast, ein Franzose, war auf der Reise in eine sonderbare Verlegenheit gekommen. Er reist von Paris mit dem Courier ab, steigt in Verdün mit einem andern Passagier aus, um zu Fuß durch die Stadt zu gehen, da der Wagen sich hier einige Minuten aufhalten soll. Am Thor erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß der Courier schon vorbei passirt sei, indem er durch eine andere Straße gefahren. Brieftasche, Geld, selbst den Hut hatte unser Franzose im Wagen gelassen. Courierpferde sollen genommen werden, allein zum

Unglück hat er niemals auf einem Pferde gesessen; Extrapost, aber der Postmeister will keine ohne Vorzeigung des Passes geben, und da jener sich durch sein verstörtes Wesen, durch seine Eile, durch sein sonderbares Aussehen in einem Nankinjäckchen ohne Hut verdächtig macht, erscheinen plötzlich Gensdarmen, und führen ihn auf die Polizei, wo er dann durch Vermittelung seines Begleiters, der seinen Paß bei sich hat, losgelassen wird, und endlich erst in Straßburg sein Geld und seine Effekten wieder findet. Er erklärte auf seine parole d'honneur, daß er niemals wieder mit dem Courier fahren werde!

Vergebens hatten wir uns auf einen schönen Sonnenaufgang gefreut. Ein ungeheures Nebelmeer bedeckte alles, und gestattete nur einzelne Durchblicke auf die grünlich-blauen glänzenden Seen, und auf isolirte Massen von dunkeln Felshörnern. Ich hatte früher drei Tage auf dem Rigi verlebt, und konnte daher für meine Person den Mangel an Aussicht eher verschmerzen. Nachmittags gingen wir, da die Leute oben selbst keinen klaren Himmel erwarteten, nach Küßnacht hinab, besahen Tells Kapelle in der hohlen Gasse, und nahmen dann ein Schiff nach Lucern.

Es wurde heiter, alles Gewölk verschwand, nur den Rigikulm verhüllte noch eine dichte Nebelmasse,

doch endlich wich auch diese, und nun war an dem lieblichen Sommerabend die Fahrt über den herrlichen See, dessen Spiegelfläche kein Lüftchen kräuselte, überaus angenehm. Hier sind nicht die wilden, schauerlich erhabenen Ufer, wie zwischen Flüelen und Brunnen, nur freundliche Bilder und ein lachendes grünes Gestade spiegelten sich auf dem reinen klaren Wasser. Doch in die heitern, von den Strahlen der sinkenden Sonne in den wärmsten Tönen erleuchtete Landschaft schaute ernst in aller seiner finstern Majestät der gewaltige Pilatus mit seinen zackigen, zerrissenen Felsengipfeln, indem er uns seine dunkele bläuliche Schattenseite zukehrte, und seine Umrisse scharf aus dem glänzenden röthlichen Himmelsmeer hervortraten.

Jetzt waren wir aus der Küßnachter Bucht hinaus, und nahmen die Richtung gerade nach Lucern zu. Immer reizender wurden die Gestade, hübsche Dörfchen, Wiesen, Obstbäume, Landhäuser folgten einander, vor uns im Hintergrunde des Gemäldes Lucern, zur linken Seite der Pilatus, und rückwärts der Rigi; und immer herrlicher wurde der Himmel, als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne ihr Gold und Purpur um sich verbreiteten, und nur leichte rosige Streifwölkchen hoch am blauen Aether schwebten, als der Wiederschein des feurigen glänzenden Farbenspiels der Luft auf den bläulich grünen Fluten spielte.

Vom Ufer erklangen lange gehaltene Töne einiger Alphörner, die sich aus weiter Ferne zu antworten schienen, und deren einfache Weisen vom Echo wiederholt in den entferntesten Räumen des Sees verhallten. Barken voll fröhlicher Landleute, Männer und Weiber, diese in der bunten Lucerner Tracht, die niedlichen Strohhüte mit Blumen bekränzt, kehrten aus der Stadt heim, und ihr Gesang mischte sich mit den fernen und sanften Tönen des Alphorns. Doch bald herrschte nun Stille auf Land und See, und man hörte nur das Geräusch der plätschernden tacktmäßig fallenden Ruder. Die Natur selbst schien den köstlichen Abend zu feiern, den auch wir schweigend genossen. Zu früh erfolgte die Ankunft in Lucern.

Wie beklagten wir, den Rigi so bald verlassen zu haben! Ich machte den Vorschlag, den Pilatus zu besteigen, der aber leider nicht zur Ausführung kam. Seine höchste Spitze, das Tomlishorn, ist über 7000 Fuß hoch, über 1300 Fuß höher als der Rigi, und die Aussicht kann der des letztern nichts nachgeben. Freilich hat man oben nicht die Bequemlichkeiten des Rigi, auf dessen Kulm schon seit 1816 ein Haus steht. Martin Bürgi, aus Arth, hatte zuerst die Idee zu dessen Erbauung,

die er aber nur mittelst Beiträgen aus der ganzen Schweiz, und besonders durch die Bemühungen des Herrn Heinrich Keller, aus Zürich, des berühmten Panorama-Zeichners, realisiren konnte. Schon im folgenden Jahr **1817** wurde dann das Haus auf der Staffel erbaut.

XI. Lucern, der Lungern See und Brünig, der Paß über die Scheideck.

Lucern schien uns eine heitere, wohlgebaute und lebhafte Stadt, und ihre Lage gefiel uns besser als die irgend einer andern Stadt in der Schweiz. Angenehm war ein Spaziergang auf den langen bedeckten Brücken über die Reuß und über den Ausfluß des Sees. Die eine ist mit Gemälden aus der Schweizergeschichte, die andre mit solchen aus der heiligen Geschichte geziert: das beste aber ist die Aussicht auf den See und die Gebirge.

Alles Lob verdient das im Jahr 1820 gearbeitete Denkmal zu Ehren der am 10. August 1792 bei Vertheidigung König Ludwigs XVI. gefallenen Schweizer. Es ist ein in den lebendigen Felsen, und zwar in eine senkrechte Wand von etwa 150 Fuß Höhe, gehauener colossaler sterbender Löwe, 33 Fuß lang, 18 Fuß hoch, mit seiner rechten Tatze Waffen und ein Schild mit Lilien bedeckend, in seinem Rücken eine abgebrochene Lanze. Das Modell ist von Thorwaldsen, die Ausführung von

einem Deutschen, Ahorn aus Stuttgard. Ein Teich, mit Trauerweiden und Gebüsch umgeben, bildet einen passenden Vordergrund zu diesem Felsendenkmal. Eine unfern davon stehende Kapelle führt die Inschrift:

per vitam fortes, morte iniqua fideles.

Aus den Fenstern unsres Zimmers im Gasthause à la balance erblickten wir an einem heitern Frühmorgen den Pilatus, der von allen Wolken befreit in der Morgenbeleuchtung sein finsteres Ansehen verloren hatte. Wir zögerten nicht, uns marschfertig zu machen, und gingen auf dem angenehmsten Weg bis Winckel.

Von Winckel zu Wasser nach Alpnach. Diese Bucht des Vierwaldstädter Sees hat mit ihren Felsen und Wäldern einen melancholischen Charakter; doch bald zeigten sich über den dunkeln waldbewachsenen Bergen in dem blauen Himmelsraum die glänzenden reinen Schneegipfel des Mönchs, des Eigers und des Wetterhorns, und verherrlichten die Landschaft. Dann wieder zu Fuß nach Sarnen, längs des Sarner Sees, dessen freundliche Reize wir bei der Hitze des Tages weniger genossen; und weiter, nicht ohne manchen Schweißtropfen zu vergießen, den Kaiserstuhl hinauf an den Lungern See.

Es ist dies ein zwar kleiner nur eine Stunde langer See, aber überaus lieblich, idyllisch. Die schönsten Buchenwälder bedecken die ihn umgebenden Hügel, und beschatten seine klaren dunkelgrünen Fluten. Wir trafen gerade ein Schiff, das mit einer Knabenpension aus Lausanne beladen, seinen Lauf antrat, und fuhren damit bis Lungern. Ohne Mühe erreicht man von hier aus die Höhe des Brünig, auf der sich das Auge an den schönsten grünen Wiesen, mit schattigen Baumgruppen und Wäldchen, erfrischt. Oben am Zollhause, auf der Grenze von Bern, erschaut man schon die hohen Gebirge zwischen Hasli und Grindelwald, und tief unten das Haslithal. Trotz des langen Marsches nur wenig ermüdet kamen wir um 8 Uhr Abends in Meyringen an.

Die Fälle des Reichenbachs mit ihren schimmernden Regenbogen bewunderten wir bei der günstigsten Morgenbeleuchtung. Beim weitern Hinaufsteigen auf dem Weg nach Grindelwald ist der Anblick des plötzlich hervortretenden Wellhorns und Wetterhorns wahrhaft überraschend. Am Rosenlavi-Badehaus ist man dem 9000 Fuß hohen Wellhorn, das gleichwohl nur ein Vorgebirg des über 11000 Fuß hohen Wetterhorns bildet, und dem zwischen dem Wellhorn und den

wunderlich gestalteten Engelhörnern sich hinabziehenden Rosenlavigletscher gerade gegenüber. Ohne zu mühsames Steigen gelangten wir allmählig auf die Höhe der Scheideck, während der staunende Blick sich nicht von dem mächtigen, nach dieser Seite senkrecht abgeschnittenen Wetterhorn abwenden konnte, welches oft seine Lavinen unter lautem lange wiederhallendem Donner hinabsandte. Aufmerksam sucht das Auge, sobald man den Donner vernimmt, die Lavine am Gebirg zu erspähen, und bald entdeckt man auf irgend einem Felsenabsatz eine weißliche Staubwolke; ein Silberstreifen, dem Schaumguß eines Wasserfalls ähnlich, ergießt sich über den Abhang, Gewässer scheinen zu sprudeln, und man ahnet kaum die Verbindung zwischen dem Donner und dem vermeintlichen Strom, bis eben so schnell nach wenig Secunden Staubwolke und Schaumsturz verschwinden, mit ihnen der Donnerhall ein Ende nimmt, und nur eine hellere weißere Stelle frischeren Schnees als Spur der Lavine sichtbar bleibt.

Der Anblick dieser Staublavinen ist daher an sich nicht großartig, doch der Gedanke, daß diese aus der Entfernung scheinbar so unbedeutenden Schneestürze ungeheure Schneemassen hinabreißen, läßt wieder auf die Ausdehnung und Größe jener Gebirgsmassen schließen.

Oben auf der Scheideck ist jetzt ein kleines Haus

erbaut. Wir genossen etwas Milch, und glaubten diese reichlich bezahlt haben, als der Besitzer noch für das Betreten dieses Hauses, wahrscheinlich zur Deckung seiner Baukosten, von uns eine Abgabe von 10 Batzen à Person forderte. Auf meine Drohung, eine Anzeige dieser Forderung bei dem Oberamtmann zu Interlacken zu machen, revocirte unser Schweitzer schleunigst das Gesagte, und so blieb es beim bloßen Versuch einer Prellerei.

Ich ritt zur Schonung meiner Füße, die noch Andenken der Balmwand an sich trugen, die Scheideck hinab, nicht ohne daß das Pferd häufig stolperte, und dem gänzlichen Fall oft nahe war. Wie gewöhnlich machten auch wir einen Abstecher nach dem obern Grindelwaldgletscher. Seine Oberfläche ist schmutzig weiß, aber in den Spalten und Vertiefungen ist das Eis überall vom schönsten und reinsten Blau, und was von fern nur unbedeutende Erhöhungen schienen, sind jetzt steile scharf geschnittene Eisberge von ziemlicher Höhe, die oft unübersteiglich sein mögen.

In Grindelwald überließen wir uns früh der Ruhe, um morgen das Faulhorn zu besteigen.

XII. Grindelwald und das Faulhorn.

Unter günstigen Wetterauspicien traten wir früh unsern Marsch an. Schon im Dorf Grindelwald selbst fängt das Steigen an, und zwar ziemlich steil auf rauhen Pfaden: doch ist der Rückblick auf die gegenüber liegende südliche Seite des Grindelwaldthales so interessant, daß man an die Beschwerden des Steigens nicht denkt. In weiten Räumen dehnen sich da drüben die furchtbaren Schneegebirge aus, welche das unwirthbare und unübersteigliche Grenzgebiet zwischen Bern und Wallis bilden. Der Mettenberg ist der Markstein, der diese wilde Region von dem bewohnten Theil der Erde, vom Grindelwalder Thal trennt. Hinter ihm ragt das entsetzlich steile Schreckhorn mit seinem seltsam gestalteten, in zwei scharfe Ecken getheilten Gipfel so finster und drohend in die Wolken empor, daß sein bedeutungsvoller Name höchst passend erscheint, und nur wie sein Fuß stellt sich hier der Mettenberg dar. Das Schreckhorn und der Mettenberg mit seinen auf beiden Seiten herab starrenden Gletschern machen den Mittelpunkt des Gemäldes aus. Links davon er-

hebt sich das Wetterhorn, vorn nach dem Thale zu so senkrecht abgeschnitten, daß kein Schnee auf dieser Seite haften kann. Etwas mehr zurück steigt die schmale und spitze Pyramide des Finsteraarhorns, 13,234 Fuß hoch, einer Nadel gleich, und alle andern überragend, in die Lüfte. Die rechte Seite des Gemäldes bilden die Jungfrau, deren Gipfel leider durch Wolken verhüllt war, mit ihren im reinsten Schnee glänzenden Silberhörnern, und die beiden Eiger, wovon besonders der große oder äußere sich durch seine scharfen und steilen Seiten auszeichnet. Den Zwischenraum, die Hochthäler und Schluchten zwischen allen diesen Colossen, füllt ein grauenvolles Chaos von Schnee und Eiswüsten, das viele Quadratmeilen bedeckt, und aus welchem jene Felshörner nur wie Inseln aus einem Eismeer emporragen. Kein menschlicher Fuß betritt diese Region, nur Gemsen durcheilen sie, und der Adler, der König der Lüfte, schwebt in weiten Kreisen majestätisch über diesem seinem Reich, das keiner ihm streitig macht.

Nach zweistündigem anhaltendem Klettern erreichten wir einige Sennhütten, weiter einen kleinen, einsam und hoch gelegenen See, den Bachalp-See, dann kamen wir in die Schneeregion, indem zu beiden Seiten sich kleinere und größere

Schneefelder hinzogen: doch schon sieht man die Höhe des Faulhorns vor sich, mit einem neu erbauten Häuschen, wo der Grindelwalder Adlerwirth die Fremden bewirthet, und ist nun bald oben. Man braucht von Grindelwald aus etwa 5 Stunden.

Aber je höher wir gestiegen waren, je bedenklicher wurden die Anzeichen der Witterung; in den Gebirgsschluchten entstanden immer neue Wolken, das Himmelsblau wurde immer kleiner, und oben angekommen war wieder Alles Nebel. Einige Sonnenblicke gestatteten zuweilen den Anblick des Brienzer Sees, und in Hoffnung eines hellern Nachmittags nahmen wir frohen Muthes unser Mittagsmahl ein, bis wir gegen 3 Uhr diese Hoffnung aufgaben, und uns zum Hinuntermarsch entschlossen.

Nicht lange waren wir auf dem Wege, und eben am Fuß des obersten Kegels des Faulhorns, als wir plötzlich vom entsetzlichsten Regen und Hagelwetter, mit Schnee und Sturm vermischt, überfallen wurden. Wir konnten nicht drei Schritte weit sehen, und der Sturm war so heftig, daß wir uns nur mit der äußersten Anstrengung aufrecht erhalten konnten. In einem Augenblick war jede Spur des Weges verschwunden, alles von Schnee bedeckt, und binnen wenig Minuten unsere Hände fast steif gefroren, so daß wir kaum den Alpenstock noch halten konnten. Wir hielten

uns dicht hintereinander, um nicht von einander zu kommen, als unser vom Rigi aus mitgenommener Führer, nachdem er in seiner Direction sichtbar schwankend geworden, erklärte, vom Weg abgekommen zu sein. Er versicherte, daß er sich von einem in der Nähe liegenden Fichtenstamme aus ganz sicher orientiren werde, und verließ uns, um diesen aufzusuchen. Wir sollten, der Abrede gemäß, nur zwei Minuten warten. Indeß jagte der Wind ganze Massen von Schnee vor sich her, wir warteten fünf, zehn Minuten, eine viertel Stunde; auf unser Rufen folgte keine Antwort, das Toben des Sturmes übertönte alles. Um wenigstens nicht zu erfrieren, gingen wir in dieser nun wirklich in hohem Grade kritischen Lage ein paar Schritte vorwärts, und standen nun plötzlich an einem finstern Abgrunde, dessen Tiefe wir nicht ermessen konnten, denn über uns und unter uns nichts als Wolken und Schnee. Der Rückweg nach der Stelle, von der wir ausgegangen, war nicht mehr zu finden, und es blieb uns nun keine sichere Auskunft übrig. Auf gut Glück gingen wir auf die Schneefläche weiter, und ließen alle Minuten unsern Ruf aus allen Kräften erklingen, doch vergebens, bis endlich nach Verlauf einer langen halben Stunde eine Stimme antwortete, die wir wahrlich mit Entzücken vernahmen. Es war unser Führer, der aber seinen wegweisenden Baumstamm nicht gefunden

hatte, so daß wir im Grund nicht weiter waren, als vorher. Indem wir nun deliberirten, was ferner zu thun, hörten wir durch den Sturm hindurch jodeln. Wir antworteten, und zu unsrer großen Freude traf der Adlerwirth bei uns ein. Er hatte das Faulhorn bald nach uns verlassen, und war uns schneller nachgefolgt, als er anfangs beabsichtigt hatte, da er gleich beim Eintritt des Schneesturms um uns besorgt geworden war.

Mit neuen Kräften, aus einer Flasche Rothwein geschöpft, die jener vorsorglich zu sich gesteckt, griffen wir wieder zum Wanderstab. Keine Spur eines Weges, nichts als Sturm, Nebel, Schneefelder, dann Steine und Felstrümmer, und die dunkeln Wellen des bis auf den Grund aufgeregten Bachalpsees, dazu wir Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, alles dies bildete eine Scene von wilder, melancholischer Art. Aengstlich folgte das Vieh, besonders eine große Menge Ziegen unserm Zuge, gegen das tobende Wetter bei dem Menschen Schutz suchend. Wir aber, jetzt unter der sichern Leitung des Adlerwirths, stiegen rasch und munter hinab, besiegten glücklich alle Schwierigkeiten des steilen, bald felsigen, bald schlüpfrigen Weges, und kamen nach 2 bis 3 Stunden wieder wohlbehalten in Grindelwald an, wo ein schäumender Glühwein und dann das warme Bett unsre müden Glieder erquickten.

Glücklich mußten wir uns schätzen, wenigstens im Hinaufsteigen jenen Blick auf die Gebirgswelt genossen zu haben. Dieser Blick aber reichte hin, mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Faulhorns Aussicht selbst mehr Interesse darbietet, als die des Rigi, und überhaupt unter die ersten und bedeutendsten Schweizer-Fernsichten gezählt werden muß; denn offenbar ist der Anblick dieses Amphitheaters der Berner Hochalpen aus einer solchen Nähe bei weitem großartiger und erhabener, als der zwar zahllosen, aber alle in großer Entfernung liegenden Schneegebirge vom Rigi aus.

Das Haus auf dem Faulhorn, 8140 Fuß über dem Meere, ist die am höchsten gelegene Wohnung in der ganzen Schweiz, ja der ganzen alten Welt. Es ist mithin etwa 2540 Fuß höher, als das Haus auf dem Rigikulm, 2040 Fuß höher, als das neue Hospiz auf dem Simplon, 1660 Fuß höher, als das auf dem Bernardino, und bei 600 Fuß höher, als das Kloster auf dem großen St. Bernhard.

Bei meinem Erwachen am nächsten Morgen war ich nicht wenig erstaunt, die Fluren, Bäume und Häuser hier im Thal mit Schnee bedeckt zu sehen, mit dickem fußhohen Schnee! Und doch war es heute erst der dritte September. Alles hatte ein so winterliches Ansehen, wie bei uns mitten im

Staats-Bibliothek Bamberg

Januar. An ein Wegkommen war für heute nicht zu denken, da alle Wege durch den tiefen Schnee ungangbar waren, und wären wir nicht gestern noch eben zur rechten Zeit vom Faulhorn herabgestiegen, so würde, nach der Versicherung des Wirths, der wir nach unsern gestrigen Erfahrungen gern Glauben schenkten, die Rückkehr bei diesem Wetter völlig unmöglich geworden sein, und wir hätten oben, wahrscheinlich bei sehr schmaler Kost, vielleicht eine ganze Woche lang auf besseres Wetter warten müssen. Keine Stunde hätten wir länger oben bleiben dürfen.

Wir mußten den ganzen heutigen Tag in der Stube zubringen, die ein tüchtig geheizter Ofen ganz behaglich machte. Mittags speißten wir in Gesellschaft zweier Göttinger Studenten und zweier Engländer, die alle hier ein- und festgeschneit waren. Wir erhielten vortrefflichen Gemsbraten, worauf die französische Kellnerin mit den Worten: messieurs, voilà du chamois aufmerksam zu machen nicht unterließ. Merkwürdiger war es, daß wir in dieser Jahreszeit zum Dessert Kirschen und die schmackhaftesten Erdbeeren hatten, die ich jemals gegessen; und draußen im Garten ragten die bunten Blumen, Nelken und Feuerlilien, aus dem tiefen Schnee hervor!

Den ganzen Tag über hörten wir beinahe unaufhörlich die Lavinen in den Gebirgen donnern,

längstens alle 10 Minuten stürzte eine herab. Bei weitem bedeutender sind aber die im Frühling fallenden Lavinen, welche die Luft im ganzen Thal oft dermassen erschüttern, daß die Häuser in Grindelwald durch alle Fugen zittern. Manche Lavinen nehmen regelmäßig denselben Lauf, und erscheinen jedes Frühjahr, so daß einzelne bei den Thalbewohnern einen besondern Namen führen. Am meisten schaden sie den in den Gebirgen weidenden Schaafheerden, und von den Gemsen werden auch bei weitem mehrere durch Lavinen erschlagen, als durch das Blei des Jägers getroffen. Doch wird gerade hier in Grindelwald die Gemsenjagd sehr eifrig betrieben, und ist besonders ergiebig in jenen wilden Regionen hinter dem Mettenberg und Wetterhorn. Die Gemsenjäger betreiben ihr Gewerbe fast immer mit großer Leidenschaft, und verbinden damit eine oft bis an Wahnsinn grenzende Kühnheit im Auffspüren und Verfolgen des Wildes, und die größte Standhaftigkeit und Geduld im Ertragen der damit verknüpften unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen. Von ruhigen und friedlichen Arbeiten wollen sie nichts wissen, daher sie auch meistens in Armuth leben. Oft tritt plötzlich und ganz unvermuthet eine Wetteränderung ein, und wehe dann dem Jäger, der in jenen furchtbaren unzugänglichen Felsen und Gletschern von solchen Stürmen befallen wird, deren Gewalt und Schreck-

nisse der Bewohner der Ebene nicht ahnen kann! Seltsame Sagen erzählt man auch von Gemsen, die vom Jäger aufs äußerste bis auf die höchsten Firne verfolgt, dann, wenn ihnen kein Ausweg mehr bleibt, umkehren, sich mit aller Gewalt auf ihren Verfolger werfen, und ihn mit sich selbst in den Abgrund stürzen. — Die Gemse ist ein schönes Thier, mit schwarzen, klugen, ich möchte sagen, seelenvollen Augen. In Chamouny kann man immer lebendige sehen: allein eine bei weitem größere Merkwürdigkeit sah ich dort im Jahr 1820, nämlich einen lebendigen Steinbock.

Das unheimliche wilde Ansehen, die außerordentlich großen und mächtigen Hörner dieses seltenen Thieres, und seine gewaltigen Sprünge in einer geräumigen und sehr hohen Scheune, worin er gehalten wurde, erregten damals allgemeines Erstaunen. Oben im Dach der Scheune war ein Querbalken, auf den er vermittelst einiger aus der Mauer hervorstehenden Steine hinaufsetzte, und dann in einem Satz von dem Dachbalken, wohl 25 Fuß hoch, wieder hinunter auf den Boden sprang.

Im Berner Oberland findet man jetzt dies Thier nicht mehr, und vergeblich wurden vor einigen Jahren von der Regierung einige Versuche gemacht, dasselbe von neuem dahin zu verpflanzen. Man hatte eine Steinbocksfamilie angeschafft, die aber

wegen ihrer Unbändigkeit weder auf den Wällen zu Bern, noch auf einer Alp bei Interlaken geduldet werden konnte. Der Bock sollte nun in die höhern Gebirge geschafft werden. Mehrere starke Männer führten ihn an Stricken dahin, allein nicht ohne unterwegens mehrmals von ihrem Arrestanten sehr unsanft zu Boden geworfen zu werden. Auch oben übte er gegen seinen Aufseher feindliche Gewaltthätigkeiten aus, suchte ihn sogar einigemale bei vorkommender Gelegenheit von steilen Felsen hinab in den Abgrund zu stoßen, so daß jener häufig in Lebensgefahr gerieth. Von Zeit zu Zeit entwich er seinem Tyrannen, besuchte die Ziegenheerden im Thal, und setzte, wenn er plötzlich bei den Heerden erschien, oder in tollen Sprüngen durch die Dörfer rannte, die Hirten und alle Thalbewohner in Angst und Schrecken, denn Menschen anzugreifen schien ihm besondere Freude zu machen. — Die ganze Steinbocksfamilie ist jedoch nach und nach verunglückt und gestorben.

Es wohnt gegenwärtig hier im Gasthaus zum Adler ein Knecht, der im Jahr 1828 am 10. September mit auf dem Gipfel der Jungfrau gewesen ist. Wir ließen ihn hereinkommen, und uns von ihm die Geschichte dieser Besteigung erzählen. Es waren ihrer sieben, alle Gebirgsbewohner aus

Grindelwald und der Umgegend, welche dies Werk unternahmen, und zwar aus dem Grunde, damit nicht gesagt werden könne, Fremde hätten dies Gebirg erstiegen, und die Grindelwalder selbst solches nicht gewagt. Nach vielen Mühen und Gefahren erreichten sie wirklich den höchsten Kamm der Jungfrau, der sich fast senkrecht erhob, von allen Seiten dick mit Eis bepanzert, und so schmal und kurz war, daß nur einer von ihnen sich oben darauf setzen konnte. Sitzend, und zwar so, wie der Knecht sich ausdrückte, daß er ein Bein in den Kanton Bern, nnd das andere in den Kanton Wallis hängen hatte, hieb jener nun von diesem Eisgrat so viel ab, als nöthig war, daß er mit seinen sechs Begleitern darauf stehen konnte, worauf sie alle bemüht waren, eine Fahne in ein gehauenes Loch so fest wie möglich einzupflanzen, und dann den Rückweg antraten. Die Fahne hat man noch bis zum vorigen Jahr vom Thal aus wahrgenommen.

Sonst ist die Jungfrau im Jahr 1811 von den Gebrüdern Meyer aus Aarau, und später von Hugy aus Bern bestiegen worden.

XIII. Von Grindelwald nach Bern.

Am folgenden Tag hörte ich schon im Bette beim Erwachen wieder den Donner der Lavinen, und ein Blick aus dem Fenster zeigte zu meinem Verdruß noch dasselbe Schneegewand wie gestern; zwar war die Temperatur milder geworden, und der Schnee schien langsam aufzuthauen, allein es waren so große Massen gefallen, daß in vielen Tagen der Weg über die Wengernalp, am Fuß der Jungfrau vorbei, in das Lauterbrunner Thal nicht zu machen war, und so mußten wir wenigstens vorläufig auf Lauterbrunnen, den Staubbach, und eine beabsichtigte Excursion von dort nach dem Schmadribach verzichten. Da wir aber unseres Hausarrestes im Adler zu Grindelwald herzlich müde waren, so beschlossen wir, ungeachtet die Wege entsetzlich und so beschaffen waren, daß man uns weder Wagen noch Pferde geben wollte, dennoch zu Fuß aufzubrechen, und nach Unterseen zu gehen. Gegen 9 Uhr machten wir uns in Gesellschaft der beiden Studiosen aus Göttingen, die einen gleichen Entschluß gefaßt hatten, auf. Der auf dem Weg liegende, tiefe und im Thauen begriffene Schnee machte das Ge-

hen sehr beschwerlich, und als wir weiter gegen Zweilütschinen herabgekommen waren, und Schlamm, Schmutz und Wasserbäche nach und nach an die Stelle des Schnees traten, war der Marsch keinesweges angenehmer, besonders da es nun auch von oben unaufhörlich in Strömen herabgoß, so daß wir in sehr kurzer Zeit keinen trockenen Faden mehr hatten. Wir erreichten das Dorf Wilderswyl, und hier wurde der Regen so stark, und die zusammengelaufenen Gewässer so ausgedehnt, daß wir oft lange Strecken in einem fließenden Strom von Schlamm und Regenwasser marschiren mußten. Von einem Genuß der Gegend konnte keine Rede sein; nichts als dunkele Wolken, Nebel, Regen, Schmutz, Schlamm und Wasserströme.

Lebhaft erinnerte ich mich von meiner frühern Reise her dieser reizenden Fluren, der freundlichen wohlaussehenden Dörfer, der saftigen blumenreichen Wiesen, und der herrlichen schattigen Nuß- oder Obstbäume; und jetzt, welcher Contrast! Nichts von allem diesem war wieder zu finden. Ueberall erblickte man die Spuren der verheerenden Ueberschwemmungen, Zerstörung und Graus. Theils hatten die im vorigen Monat statt gefundenen Gewitter solche veranlaßt, theils aber auch die gestrigen und vorgestrigen Schneestürme. Eine große Anzahl mächtiger Bäume lag zu Boden gestreckt, ihre stolzen

Gipfel, an denen traurig und welkend noch die grünen Blätter hingen, waren von schmutzigem Schlamm bedeckt. Bald waren sie mit der Wurzel aus der tiefen Erde gerissen, bald ihr Stamm zersplittert. Ganze Häuser waren von den wilden Fluten der schwarzen Lütschine zerstört, weggerissen und fortgetrieben. Ein Haus, das in sich noch fest zusammenhing, war so zu sagen auf den Kopf gestellt, seine untern Ecken, mit den Stufen und der Schwelle der Hausthüre streckte es in die Luft, und die entgegengesetzte Seite des Daches saß in der aufgeschwemmten Erde fest. Es glich einem Schiffswrack, das die Ebbe trocken gelegt hat. — Das in der Tiefe rauschende wildströmende Gewässer, das den Namen schwarze Lütschine mit Recht führt, da seine Wellen dunkel wie die Nacht, und selbst der Schaum nur grau erscheinen, — von allen Seiten schneebedeckte Bergabhänge, aus deren schmutzig weißen Decke hier und da schwarze Fichten und Tannen hervorragten, — das Erdreich weit und breit mit Wasser überströmt, auf welchem Baumstämme, Balken, und Bretter herumtrieben, — schwere tief ziehende Wolken, welche alle Gipfel der Gebirge verhüllten, keinen Sonnenstrahl durchließen, und dringende aber vergebliche Sehnsucht nach einem Plätzchen Himmelsblau erregten; — so waren die Elemente des traurigen, höchst finstern und schwermüthigen Bil-

des, himmelweit verschieden von dem sonnigen und lieblichen meiner Erinnerung!

Unter den heftigsten Regengüssen zogen wir durch das schöne Dorf Aarmühlen, wo wir mit unsern triefenden Haaren und Kleidern die Aufmerksamkeit und selbst das Mitleid der Bewohner rege machten. In Unterseen angekommen fanden wir in den Zimmern des Gasthauses zu unsrer angenehmen Ueberraschung schon brennende Kaminfeuer vor.

Noch den ganzen Abend und den folgenden Morgen hielt dies unglückselige Wetter an. Wir mußten definitiv auf Lauterbrunn, nicht minder auch auf den Uebergang über den Gemmipaß nach Wallis verzichten, und nahmen unsre Richtung nun gerade nach Bern. Das Postschiff von Neuhaus nach Thun war schon mit einer ziemlichen Anzahl Heidelberger Studenten gefüllt, und so erhielten wir schmale Plätze, glücklicherweise jedoch an der besten Stelle, nämlich wo uns die ins Schiff hineinschlagenden Wellen am wenigsten benetzen konnten: denn wir hatten wieder, wie gewöhnlich auf unsern Seefahrten, heftigen Wind, unruhiges Wasser und hohen Wellenschlag, so daß wir vom Sturm gejagt, der aber diesmal aus der günstigsten Richtung kam, dahin rauschten, daß es eine Lust war. Kräftig zertheilte das Schiff die Wellen, die hoch aufspritzten, und, wie im Zorn über

den Angriff, einen Theil ihres Inhalts zur Strafe dafür über uns ergossen.

Statt der reichen herrlichen Ufer des Thuner Sees erblickten wir nur eine dunkele, schwarzblaue Wolkenwand, und vor ihr das hellgrüne Gewässer und den weißen Schaumguß der Wellen.

Von unserm Aufenthalt in Bern nur Weniges.

Im Museum interessirten mich vorzüglich die Darstellungen mehrerer Theile der Schweiz in erhabener Arbeit. Nichts gewährt eine deutlichere Uebersicht der Alpengegenden, als solche haut-reliefs. Man sieht sämmtliche Gebirge in ihrer wirklichen Gestalt; jedes einzeln stehende Haus, jeder Bach, jede Brücke, jeder Fußpfad ist angegeben, Matten, Wälder, Gletscher sind bezeichnet. Solche Darstellungen sollte man vor der Reise fleißig studiren. General Pfyffer in Lucern war Erfinder derselben.

Es finden sich auch naturhistorische Sammlungen im Museum, ausgestopfte Thiere, unter denen ein Hund vom großen St. Bernhard, der als Retter vieler Menschen bezeichnet war, dann der oben erwähnte unbändige Steinbock, der jedoch nicht einmal von reiner ungemischter Race war, eine Menge Gemsen, Adler, Lämmergeier ꝛc.

Auf dem Münsterthurm erfreuten wir uns zum erstenmal auf dieser Reise einer durchaus kla-

ren Ansicht der ganzen Berner Alpenkette, und nachdem wir die einzelnen Berge mit einem oben befindlichen guten Fernrohr beobachtet und ihre Formen uns möglichst eingeprägt hatten, gingen wir hinaus zu dem eine viertel Stunde von der Stadt etwas höher gelegenen Kaffehaus, dem s. g. Engi, um hier die herrliche Aussicht an dem herannahenden schönen Abende recht zu genießen. Vor sich erblickt man hier die Stadt, in der Tiefe die Aar, und hinter der Stadt raget eine Bergreihe über der andern hervor. Der Niesen und das Stockhorn erheben sich über die andern, aber über alle hinweg lagern sich in weitester Ferne die weißen eisbepanzerten Riesen des Berner Oberlandes, und zwar am meisten links das Wetterhorn, das Schreckhorn, (zwischen beiden bemerkt man, doch bedeutend tiefer, den steilen Kegel des Faulhorns) weiter das schmale und spitze Finsteraarhorn, an das sich die beiden weniger hohen Spitzen der Vischerhörner anschließen, dann der große oder äußere Eiger, etwas mehr zurück gelegen der innere Eiger oder Mönch; beide mit scharfen Ecken und glatt abgeschnittenen Seiten, doch oben etwas abgestumpft, ohne spitzen Gipfel, hierauf die majestätische Jungfrau, mit ihrem schönen Faltenwurf im Schneegewand. An diese reihen sich mehrere weniger bedeutende Schneegebirge, nämlich Gletscherhorn, Ebenfluh,

Mittaghorn, Großhorn, Breithorn, Gespaltenhorn, Tschingelhorn, auf welche die breite und hohe Blümlisalp folgt.

Jetzt berührte die Sonne den Saum des Horizonts und ein rosiger Schein hüllte die weiße Schneekette in sein warmes glühendes Kleid, immer glänzender, immer feuriger, bis endlich nur noch die höchsten Gipfel, die Jungfrau, das Schreckhorn und Finsteraarhorn in blendendem hellen Goldpurpur aus der grauen abendlichen Dämmerung hervorleuchteten. Niemals sah ich ein prächtigeres Alpenglühen, und tief ergriffen von diesem überaus herrlichen Schauspiel kehrten wir langsam zur Stadt zurück.

Abends besuchten wir die Darstellung transparenter Gemälde beim Maler König, die in der That alles Lob verdienen. Seine sogenannten effets mouvants, das heißt Aenderungen und Wechsel der Beleuchtung auf dem Gemälde während des Beschauens, sind sehr gut, namentlich seine Alpenglühen, seine Mondaufgänge, und sonstige nächtliche Scenen, wie z. B. die Jacobsfeuer am Brienzer See. Doch erreichen sie die Natur nicht in dem Grade, wie die Dioramas in London, Paris und Berlin, welchen freilich auch die bedeutende Größe der Gemälde zu statten kommt.

Abwechselnd mit jenen landschaftlichen Darstellungen zeigt Herr König Bilder ganzer Figuren im Nationalkostüm aus den meisten Kantonen. Diese gefielen mir weniger, es fehlt ihnen an Wahrheit, alles ist zu zierlich, idealisirt oder doch französirt. Man glaubt Schweizerinnen auf dem Theater zu sehen.

XIV. Nach Lausanne.

Wir zogen das Loos, ob wir über Freiburg oder über Murten nach Lausanne gehen wollten, und jenes entschied für den erstern Weg. Beide sind, was die Natur betrifft, wenig interessant. Wäre ich noch einmal in dem Falle, so würde ich über Guggisberg, das Bad Gurnigel, längs dem schwarzen See, und über Greyerz gehen, von wo man einen Abstecher auf den Molesson machen kann.

In Freiburg sahen wir viele Jesuiten und andre Geistliche auf den Straßen. Oben auf der Höhe der Stadt haben jene ein neues prächtiges Gebäude von außerordentlicher Ausdehnung erbaut, man erkennt, daß sie hier ihr Hauptquartier haben. — Beim Eintritt in den Canton Freiburg aber erfuhren wir, daß daselbst eine treffliche Policei gehandhabt wird. Indem man nämlich präsumirt, daß jeder Fußreisende ein Vagabunde sein, und etwa dem Canton zur Last fallen könne, ist verordnet, daß dergleichen Leute an der Grenze nachweisen müssen, daß sie drei Franken Reisegeld im Vermögen haben, widrigenfalls ihnen der Eintritt in das Gebiet verweigert wird. Kaum hatten wir daher die Grenze überschritten, so wurden wir so-

gleich von einigen Landjägern zu unserm Erstaunen angehalten, und mußten denselben, obwohl wir, wie ich versichern darf, ganz anständig aussahen, die gesetzliche Summe Geldes vorweisen, wofür wir dann auf dem Paß vermerkt erhielten „hat sein gehöriges Reisegeld vorgezeigt".

Nachdem diese Landjäger unsre Pässe eingesehen, entschuldigten sie sich, daß sie Leute unsrer Art auf diese Weise angehen müßten, bezogen sich jedoch auf die wahrscheinlich durch die neuerlichen Revolutionen veranlaßte Strenge des Gesetzes.

Nachmittags holten wir auf dem Wege wieder unsre beiden Göttinger Studiosen von Grindelwald ein, mit denen wir unsre Reise bis Lausanne fortsetzten. Sie hatten ebenfalls an der Grenze den Nachweis wegen des gehörigen Reisegeldes liefern müssen, und waren den Freiburger Landjägern ganz besonders verdächtig vorgekommen, zumal da der Eine von ihnen einen großen Barometer im Futteral auf dem Rücken trug, und statt des Stockes Beil und Hammer führte.

In Lausanne war unglücklicherweise Buß- und Bettag, daher gewährte uns der Ort nur Langeweile, selbst die Aussicht auf der Terrasse des Münsters befriedigte unsre Erwartung nicht. Wir entschlossen uns, nicht nach Genf, sondern gerade ins Wallis zu reisen.

XV. Der Genfer See.

Durch die in Folge vieler und heftiger Gewitter eingetretenen Ueberschwemmungen, welche in diesem Jahre so viele Verheerungen in der Schweiz angerichtet haben, war auch der Weg von Lausanne nach Vevay und weiter an mehreren Stellen von den wilden Fluthen völlig zerstört und weggerissen, so daß augenblicklich die Communication nur mittelst großer Umwege statt finden konnte. Wir bestimmten uns daher um so eher für die Fahrt mit dem Dampfschiffe, als das Wetter zur Fußwanderung nicht einladend war. So gingen wir denn am 9. September gegen Mittag zu Ouchy, dem Hafen von Lausanne, am Ufer des Sees in Erwartung des Schiffes auf und ab. Es war sehr stürmisch, der düstere See ging hoch mit Wellen, welche sich mit großer Gewalt und unter lautem Donner an dem ins Wasser hinein gebauten Damm brachen, jede höhere Woge stürzte über diesen Weg, ihren weißen Schaum hoch empor spritzend; rauschend zog sich dann das Gewässer wieder von ihm zurück, bis eine neue Welle ihn wiederum bedeckte. Lange Zeit sahen wir die-

sem Schauspiel gern zu, welches um so erhabener war, als die Savoyer Gebirge auf der andern Seite des Sees durch die trübe Luft verhüllt wurden, das Auge nichts als den wilden See und den finstern Himmel gewahrte, und die Phantasie daher jenen leicht in das offene Meer umschaffen konnte.

Ein armer Fischer setzte sich in einen kleinen Kahn, fuhr muthig in die tobenden Wellen, um einzelne herumtreibende Stückchen Holz zu erbeuten. Bald tanzte das kleine Schiffchen hoch oben auf dem Rücken einer Woge, bald war es so tief im Wasser vergraben, daß man nur die rothe Mütze und das schwarze fliegende Haar des kühnen Schiffers aus den Wellen hervorragen sah. Ein gefährlicher Gewinn; auch hatten sich nach und nach viele Leute am Ufer eingefunden, welche den Anstrengungen desselben mit großer Theilnahme zusahen, und als er endlich wieder glücklich anlandete, ihn mit Freudengeschrei begrüßten.

Um 2 Uhr kam das Dampfboot der Winkelried von Genf an, auf dem wir uns vermittelst kleiner Nachen einschifften, denn die Dampfschiffe können hier nicht unmittelbar ans Ufer fahren. Das Wetter wurde immer stürmischer, und die Luft so trübe, daß wir von den schönen Ufern des Sees wenig oder nichts sahen. Der See ging so

hoch, daß selbst das große Schiff heftig hin und her schwankte.

Gegen Abend kamen wir in Villeneuve an. Die Mehrsten der Reisegesellschaft setzten mit der die Ankunft des Dampfboots erwartenden Diligence ihren Weg ins Wallis weiter fort. Wir hofften den nächsten Morgen bei günstigerm Himmel diesen Theil des Genfer Sees noch besser zu sehen, und blieben daher in Villeneuve. Am Souper nahmen außer uns noch ein Schwede und ein Däne Theil, ersterer ein Offizier, letzterer dem gelehrten Stande angehörig. Beide geriethen in einen heftigen Streit über die Vorzüge ihrer Nationen, besonders hinsichtlich der mehr oder mindern Tapferkeit, und so wurden nach und nach alle Schlachten vor und nach der Calmarer Union angeführt, zum Beweis der Tapferkeit der einen oder andern Nation. Ich suchte sie zum Frieden zu bringen, indem ich ihnen vorstellte, daß ja der kriegerische Muth das Erbtheil aller Nationen germanischen Stammes sei, worauf sie denn, um mir eine Artigkeit zu erweisen, da ich ihnen gesagt, daß ich ein Preuße sei, einen Toast auf das Wohl des Königs von Preußen ausbrachten, eine Höflichkeit, die ich ihnen auf gleiche Weise zu erwiedern, nicht versäumte.

Am andern Morgen starker Regen, doch bald darauf einzelne Sonnenblicke, die wir uns zu Nutze machten, und einen Spaziergang längs dem See unternahmen. Wir schlugen den Weg nach Chillon ein, auf dem sich die herrlichen paradiesischen Gestade immer mehr und mehr entwickeln. Während zur rechten grüne Wiesen, Weinberge und Wäldchen in angenehmer Abwechselung den Fuß der Gebirge bilden, die klaren bläulich grünen, silberblinkenden Wellen den Saum des durch prachtvolle Nußbäume beschatteten Weges bespülen, und das Ohr die schwermüthigen und doch so angenehmen Töne der Brandung gern vernimmt, senken sich auf der savoyischen Seite düstere aber majestätische Gebirge, an denen man die Oerter Beauvré und S. Gingouph erkennt, in den See hinab, an welche sich die starren Felsen von Meillerie schließen. Diesseits erreicht man bald das vielthürmige Schloß Chillon, und gleich dahinter auf einem weinbepflanzten Hügel Veytaux. Diesem folgt Montreux, dessen Kirchthurm malerisch aus dem Gebüsch hervorragt, und in der Ferne die Stadt Vevay am Fuße eines mit Schlössern, alten Thürmen und Dörfern geschmückten grünen Hügellandes. Das Auge übersieht auf diese Weise einen großen Theil der lebendigen und reichen, sich sanft erhebenden schweizerischen Ufer, und weil der See diese mit den wil-

den und erhabenen savoyer Gebirgen verbindet, geben Viele ihm den Vorzug vor allen übrigen Seen der Schweiz. Auf einer Wiese, unmittelbar am Wasser, lagerten wir uns im Schatten einiger Bäume, um die Reize des herrlichen Gemäldes recht zu genießen. Im Hintergrund begrenzte eine dunkle schwarzblaue Wolkenwand den durch einzelne glänzende Streiflichter beleuchteten See, und ein Paar entfernte weiße Segel schimmerten hell auf jenem dunkeln Grund. Die gegenüber liegenden Berge waren aber durchaus deutlich und klar, ungeachtet ihrer wenigstens zweistündigen Entfernung, und es schien uns leicht, daß Juliens Geliebter in Rousseaus neuer Heloise während seines Exils auf den Felsen von Meillerie ihr Haus über den See hin mit bloßen Augen zu erkennen strebte. Gern gibt sich die Seele der süßen Schwermuth hin, welche eine Landschaft dieser Art, einer sanften Musik gleich, in uns erweckt. Stunden und Tage lang möchte man hier träumend genießen, doch das ist das beklagenswerthe Geschick des Reisenden, daß er das, was ihm gefällt, so bald wieder verlassen muß, daß er nur genießt, um gleich darauf den Genuß wieder zu entbehren, und in diesem Sinn mag Frau von Staël mit Recht behaupten, es sei ein trauriges Vergnügen zu reisen.

Indeß wurde der Himmel immer drohender, und wir machten uns auf den Rückweg, auf dem wir das Schloß Chillon in Augenschein nahmen. Es ist auf einigen Klippen in den See hinein gebaut, und durch eine bedeckte Brücke mit dem Ufer verbunden. Schon im 13ten Jahrhundert wurde es von einem Herzog von Savoyen gegründet, um von dieser Seite sein Land zu schützen. 1536 eroberten es die Berner, und befreiten den darin gefangen gehaltenen Genfer Bonnivard. Man sieht noch die unterirdischen tiefen Gefängnisse, und die steinernen das Gewölbe unterstützenden Pfeiler, an welche Bonnivard und andere Gefangene angekettet waren. Seitdem hat an der Aussenseite des Schlosses das Wappen des pays de Vaud mit dem Wahlspruch liberté et patrie wieder den Berner Bären verdrängt.

Sehr zufrieden, wenigstens einige Stunden die Reize des Genfer Sees und zwar seines schönsten Theiles genossen zu haben, kamen wir wieder nach Villeneuve zurück.

XVI. Wallis. Das Chamouny Thal.

Nach Tisch setzten wir unsere Wanderung weiter fort nach Aigle, wo wir wegen des wieder eingetretenen Regenwetters die Diligence bestiegen. Ein mitfahrender Herr, aus Sion, Mitglied des Rathes und Richter, war sehr erfreut, als er erfuhr, daß auch wir die Pandecten studirt hatten, und überraschte uns nachher mit der naiven Frage, ob die preußische und deutsche sehr verschiedene Sprachen seien. Auch zwei Jesuiten fuhren mit, und wir hörten später, daß nach der Julirevolution alle Diligencen auf diesem Cours wochenlang mit Mitgliedern dieser Gesellschaft besetzt gewesen seien. Freiburg und Wallis waren die Häfen, in welche sie sich nach ihrem Schiffbruch in Frankreich vorzugsweise retteten. In Bex verließen wir die Diligence, und blieben dort die Nacht.

Beim Erwachen wieder Regen, der uns hinderte die Merkwürdigkeiten von Bex, namentlich die Salinen, in Augenschein zu nehmen. ¾ Stunden nach unserm Abmarsch erreichten wir die merk-

würdige Gegend von St. Maurice, einem Städtchen zwischen zwei bedeutenden Gebirgen, dem dent de Midi und dem dent de Morcles gelegen, beide über 7000 Fuß hoch. Hier ist die Grenze zwischen den Kantonen Waadt und Wallis, die Felsen rücken so nahe zusammen, daß der Eingang in Wallis durch ein einziges Thor verschlossen wird, eine hohe Mauer zieht sich den Felsen hinan, und ein neu erbauter Thurm dient zu mehrerer Befestigung dieses Defilés. Ueber die Rhone führt eine Brücke von Einem Bogen, und jenseits steht das alte Schloß von S. Maurice, mit den Farben des Kantons, roth und weiß, geschmückt. Der ganze Punkt ist sehr malerisch.

Hinter S. Maurice wird das Thal wieder breiter, doch weniger angebaut, und die Felsen sind steil und völlig nackt, links ragten die zahllosen Felszacken der dents de Morcles aus den Wolken, und die Benennung dents scheint sehr passend. Bald zeigte sich der berühmte Wasserfall des Salenche Baches, die Pissevache. Nicht leicht sieht man diesen so schön, wie wir ihn heute erblickten. Wegen des vielen frühern Regens war die Wassermasse ungemein groß, und die Sonne hatte gerade die Wolken so weit besiegt, um den Fall aufs herrlichste zu beleuchten. Nackte schwarze Felsen umgaben ihn, und noch imposanter war die Wirkung, als ich den nördlichen Hügel am Fuß

desselben bestieg, und mich ihm nun so sehr näherte, daß die Wassermassen hoch über meinem Haupte herunterstürzten, und ich durch sie hindurch das Sonnenlicht erblickte. Ungeachtet der Fall nur etwa 200 Fuß hoch ist, kommt das Gewässer doch beinahe in Staub verwandelt unten in einem Felsenbecken an, wo dann, da durch den Fall selbst stets ein heftiger Wind erzeugt wird, der Wasserstaub mit der äußersten Schnelligkeit, wie durch Furien gepeitscht, auseinanderstiebt, und in Wolken verwandelt, die benachbarten Hügel hinan jagt, was einen wilden, ganz eigenthümlichen Anblick gewährt.

So prachtvoll sich heute die Pissevache kund gab, so glaube ich doch, daß sie dazu lange anhaltendes Regenwetter bedarf, und sonst nur geringen Effekt macht. Kaum ¼ Stunde weiter überrascht den Reisenden eine neue Scene. Es ist der Trientfluß, der hier aus einer finstern Schlucht hervorströmt, die durch tausend Fuß hohe senkrechte Felsenwände gebildet wird. Sie stehen so nahe aneinander, daß sich der stets von Wellen bewegte Trient kaum durch sie hindurch zu drängen vermag. In wilder Eile strömt er hinaus, sich aus den engen Schranken zu befreien, und ergießt sich, indem er gleich nach seiner Befreiung den Untergang findet, eine kurze Strecke weiter in die Rhone.

Das Thal selbst wird nun sehr eben, oft sumpfig, Weidenbäume fassen den Weg ein, und bald sieht man Martigny vor sich, mit einem bis an die Spitze gemauerten Thurm, und im Hintergrund immer noch den pain de sucre, ein Horn des großen S. Bernhards, während rechts auf einem vorspringenden Felsen die rauhen und finstern Ruinen des Schlosses la Batia drohen, die vormals den Eingang in das Hauptthal von Wallis schützten, das hier seinen Anfang nimmt, und sich links nach Nordosten weiter zieht.

Der ganze Kanton besteht nämlich aus einem großen 30 Stunden langen Hauptthal, das sich von der Furka an bis nach Martigny herabzieht, und von da in einem rechten Winkel nach dem Genfer See; — sodann aus einer Menge von Nebenthälern, welche sich theils in die nördliche, theils und vorzüglich aber in die südliche Gebirgskette hineinziehen. Am Fuß der Furka entspringt die Rhone, durchfließt das Hauptthal seiner ganzen Länge nach, und verläßt den Kanton in dem Engpaß von St. Maurice.

Die Bauart der Häuser in Martigny hat etwas fremdartiges, fast italisches; sie sind groß, von Stein, mit fast platten Dächern, sehr kleinen Fenstern, steinernen Treppen im Innern, und im Erdgeschoß wenig bewohnt. Unser Gasthaus, la maison de ville oder la grande maison enthielt

eine Menge Kreuzgänge, offene gewölbte Gänge, einen gewölbten Speisesaal, eine sehr breite steinerne Treppe, und wenn ich mich recht erinnere, gar keine Zimmer par terre. Es war wie ein Kloster, mag vielleicht auch vordem eins gewesen sein. In und um Martigny sah man viele Geistliche und Mönche, für die hier Milch und Honig fließt. Die Einwohner aber hatten ein unangenehmes, unheimliches Wesen, gedrückte, oft stupide Gesichtszüge, die Gestalten durchgängig klein und unansehnlich, und die Männer sämmtlich in Braun gekleidet. Freilich waren die Bewohner von Unterwallis schon seit dem 15. Jahrhundert Unterthanen der Oberwalliser und des Bischofs von Wallis, nachdem sie früher mit diesen gleichen Druck einer argen Feudalaristocratie Jahrhunderte lang erlitten hatten. Jene sind welschen, diese deutschen Stammes, und die Sprache der erstern eine Mischung von italienisch, französisch, lateinisch und Gott weiß, was sonst noch für Sprachen. — Sion bildet die Grenze zwischen beiden Stämmen.

Das weibliche Geschlecht aber hat selbst in Unterwallis Reize genug, die Mädchen mit ihrem bräunlichen Teint und tiefschwarzen durchdringenden Augen, und ihren niedlichen schwarzen mit Band verzierten Hütchen gefielen uns besser, als die im pays de Vaud mit ihren chinesischen Strohhüten.

La Batia wurde bestiegen, und die herrliche Aussicht in das von uns noch zu durchwandernde Rhonethal genossen. Schöner noch ist der Anblick, wenn man den Berg einige Schritte weiter hinaufgeht, und nun die finstre Burg selbst den Vordergrund der Landschaft bildet; zur Rechten erblickt man dann gerade unter sich die am Fuß des Felsens von la Batia schäumende, vom großen Bernhard herkommende Dranse, und weiter Martigny, die Stadt, und in geringer Entfernung davon den Flecken gleichen Namens, le Bourg. Gerade vor sich aber schweift der Blick über das Hauptthal, das von kurzem Gebüsch überwachsen, durch welches sich die Straße in schnurgerader Linie, wie ein heller Strich auf dunkelm Grund, hinzieht, weiterhin sich in das Blau der Ferne verhüllt, dann endlich von dem sechs Stunden entfernten Sion mit seinen Bergschlössern scheinbar geschlossen wird. Ein Sonnenblick warf seinen hellen Zauber auf diesen Punkt, und machte ihn trotz der großen Entfernung und der eben daher so kleinen Dimensionen dem Auge wunderbar deutlich. Darüber aber dehnte sich eine Wolkenschicht aus, und hoch über dieser glänzten die schneebedeckten Gipfel der Berner Alpen am blauen Himmel. Zu beiden Seiten des Thals senken die mächtigen Gebirgsketten ihre Felsenrücken hinab, bald kahl und steil in scharfen Ecken, bald an ihrem Abhang Schlösser und Dörfer

tragend. Das Ganze eine prachtvolle Landschaft. Wir verweilten oben, bis die untergehende Sonne ihren feurigen Schein darüber goß, und die Reize über alle Beschreibung erhob. Endlich mahnte die eintretende Dämmerung zum Aufbruch.

Die Ruinen des Schlosses selbst sind nicht von Bedeutung, rauh, und bei weitem nicht so zierlich und reich als die zinnengekrönten rheinischen Burgen.

Abends trat heftiger Wind ein, der hier fast beständig wüthet, da sich zu Martigny eigentlich drei verschiedene Thäler vereinigen. Die Fenster an unserer maison de ville werden niemals offen gelassen, ohne daß jemand dabei ist, um sie erforderlichen Falls sogleich wieder zu schließen. Der maitre des guides, den wir über unsere Reise nach Chamouny über den col de Balme zu Rath ziehen, erklärt, der Erfolg sei zweifelhaft, weil das bisherige Regenwetter in den höhern Gebirgen große Schneemassen hingelagert habe. Indeß wollen wir den Versuch machen.

Einem Maler aus Mendrisio, der mit uns speißte, war gestern bei einer Fußwanderung nur eine Stunde von Martigny ein eigenes Abentheuer aufgestoßen. Am Saum eines Waldes vorbeigehend, hörte er plötzlich ein durchdringendes Angstgeschrei, eilte auf den Ort zu, und fand dort ein

Mädchen, die von einem unförmlichen dickköpfigen, zwar kleinen aber anscheinend starken Menschen, in Lumpen gehüllt, angegriffen wurde. Schon hatte er ihr das Tuch vom Busen gerissen, und war im Begriff, sie zu Boden zu werfen, als der Maler mit geschwungenem Stock auf ihn losging, worauf der Angreifer unter Ausstoßung wilder inarticulirter Laute ins Gebüsch entfloh. Jener begleitete nun das Mädchen bis zu ihrer Wohnung in Fouly, empfing dort ihren und ihrer Eltern Dank, und zeichnete zum Andenken ihr Bildniß, das er uns wies. Er war von seiner kleinen Walliserin so enthusiasmirt, daß er morgen wieder eine Wanderung nach Fouly machen wollte. Aehnliche Beispiele von Ueberfällen der Cretins, die ihre thierischen Begierden nicht durch die Vernunft besiegen können, sollen nicht selten sein. Dennoch wird ein Cretin in einer Familie als ein Glück betrachtet. Die Walliser ähneln darin den Türken, welche die Wahnsinnigen als Heilige verehren, und ihr Glauben wird sicher dazu dienen, das Schicksal jener Unglücklichen zu erleichtern. Ueber die Ursachen des Cretinismus ist man nicht ganz im klaren. Das Gletscherwasser, die brennende Hitze im Sommer von den glühenden Felsen zurückströmend, und Unreinlichkeit mögen in Wallis wohl vorzüglich dazu beitragen.

Bei klarem hellen Wetter, seit langer Zeit zum erstenmal, machten wir uns auf den Weg, passirten den Flecken, le bourg, dann die Dranse, und fingen nun an, den Forclaz hinanzusteigen, anfangs durch Gehölz von prächtigen Nußbäumen und zahmen Kastanien, weiter bei grünen Matten vorbei, welche die Schlucht ausfüllen. Nach zweistündigem anhaltendem Steigen hatten wir die Höhe des Cols erreicht, doch nicht ohne oft rückwärts in das Rhonethal zu schauen, in dessen Tiefen weiße Nebel lagerten, während die höhern Berge klar blieben. Die ganze Kette vom dent de Morcles bis zur Jungfrau war sichtbar, doch blieben wir über die letztere, trotz der Versicherung unseres Führers, zweifelhaft, da ihre Gestalt von hier aus sich so durchaus verschieden von der nördlichen Ansicht zeigte, daß wir ihm ohne weiteres nicht glauben konnten. Der Felsen von la Batia schien so niedrig, daß er sich kaum aus dem Thal erhob.

Oben auf dem Col des Forclaz, der 4668 Fuß hoch ist, erblickten wir nun zur linken ein hohes Schneegebirge, den Col de Trient, von dem sich ein langer Gletscher ins Thal herabzieht, der dem Trientfluß oder Bach seine Entstehung gibt, gerade vor uns den Col de Balme, auf dem wir leider auch noch große Massen Schnee wahrnahmen, und weiter rechts ein mit dunkeln Tannen bewachsenes Gebirg, die tête noire.

Das Hinabsteigen vom Forclaz, der hier von hohen Lerchenbäumen beschattet ist, ins Thal ist bald geschehen, und in dem unten liegenden Dörfchen Trient stärkten wir uns durch ein Frühstück zu dem weitern Marsch. Die Leute sagten auf die Erkundigung des Führers, der Weg auf den col de Balme serait bien difficile, mais pas impossible. Uebrigens seien wir die ersten Reisenden, die seit dem in den letzten Tagen gefallenen Schnee die Reise unternähmen. Alle Wohnungen in Trient bestehen bloß aus übereinander gelegten Balken, und als Dach dienen einige Bretter, die zur Befestigung gegen die Wuth der Stürme mit schweren Steinen bedeckt sind.

Von Trient aus höchst steiles und beschwerliches Steigen, eine Stunde lang, durch einen Wald von hochstämmigem Nadelholz, zur Rechten eine tiefe Schlucht, und auf der andern Seite derselben unersteigliche Felsen von furchtbar nacktem Ansehn. Kaum aus dem Gehölz hinaus, fingen schon einzelne Schneeflecken an, das Gehen beschwerlich zu machen. Da das Terrain sehr ungleich war, und aus lauter kleinen Gras- oder Steinerhöhungen bestand, die größtentheils von Schnee befreit waren, so suchte man immer von einem dieser Hügel auf den andern zu kommen. Zwischen denselben aber ging es oft viele Fuß tief durch den Schnee, der, da er nicht fest, sondern frisch gefallen war,

das Weiterkommen ungemein mühsam machte. Oft trat man noch auf eine unter dem Schnee befindliche Erhöhung, und beim nächsten Schritt sank man bis an den halben Leib in den Schnee. Unser sehr rüstiger Führer konnte unser so leichtes Gepäcke nicht mehr tragen, und wir mußten dazu noch einen Sennhirten nehmen, der uns glücklicher Weise begegnete. Bei den chalets des herbagères wurde es noch schlimmer, die Schneelager immer tiefer und ununterbrochener. Noch gestern war hier frischer Schnee gefallen. Auf die Dauer wurde noch der blendende Glanz des Schnees im Sonnenlicht dem Auge beinahe unerträglich. Mit Anstrengung aller Kräfte erreichten wir endlich die Höhe des Passes.

Hier waren im Augenblick alle Beschwerden vergessen, denn der Montblanc mit allen seinen Nebengebirgen lag in völliger Klarheit vom Fuß bis zum Scheitel vor uns. Wahrlich, wir waren ob dieses Anblicks beneidenswerth, und vielen, ja den meisten Reisenden wird ein solches Glück nicht zu Theil.

Südlich streckten die aiguilles d'Argentière ihre scharfen Spitzen in die Luft, nördlich die aiguilles rouges, von den röthlichen Felsen also benannt. Zu unsern Füßen lag in der Tiefe das von der Arve durchschlängelte Chamounythal. Den Haupttheil des Gemäldes aber bildet der Montblanc

selbst, dessen erhabene Stirn, nicht scharf und spitz, wie die geringeren Nachbarn, sondern in sanfter, runder Form, einer Halbkugel ähnlich, silberglänzend im reinsten Schneegewand am dunkelblauen Himmel thront. Rechts vom Gipfel zeigt sich etwas niedriger ein zweiter ähnlicher Absatz, ebenfalls schneebedeckt in runden Umrissen, der dome de Gouté, und den Fuß des Berges nach dem Chamounythal zu, bilden eine Reihe starrender Eisgletscher, deren Glanz die zwischen ihnen sich ausdehnenden dunkeln schwarzgrünen Tannenwälder erhöhen, welche sich bis an das hellere, lebhaftere Grün des Thales hinabziehen. Die durch nichts unterbrochene Einsamkeit des majestätischen Gipfels hatte nichts Furchtbares und Zurückziehendes, sondern war voller friedlicher Herrlichkeit.

Von allen Seiten umgeben den Coloß eine Menge schmaler hoher Felspyramiden, spitz wie Nadeln, mit Recht daher aiguilles genannt, meistens ihrer senkrechten Wände wegen ohne Schnee, in grauenvoller Nacktheit, manche von bedeutender Höhe. Es sind die Riesenwächter, die lanzenbewaffneten Trabanten, welche den erhabensten und prachtvollsten Thron der Welt beschützen. Die Luft schien uns wirklich dunkelblauer, was ich aber auch dem Umstand zuschreibe, daß das Auge meistens nur auf glänzend weißen schneebedeckten Gegenständen

ruht, und ihm daher das daran grenzende Himmelsblau nothwendig dunkler erscheinen muß.

Das Ganze machte auf mich den tiefsten Eindruck. Jetzt also sah ich den berühmtesten und höchsten Berg, wie man früher glaubte, der ganzen alten Welt, in aller seiner glänzenden Größe wirklich vor mir! Dies ist der Montblanc, von dessen Herrlichkeit mir die Eltern schon in meinen Knabenjahren erzählten, und die Sehnsucht nach seinem Anblick erregten, der auch in späterer Zeit im glänzendsten romantischen Gewand meine Phantasie erfüllte! Gewiß, es waren für mich unvergeßliche Augenblicke.

Durch genaues Betrachten, selbst des Einzelnen, suchte ich mir das Bild anschaulich im Gedächtniß festzuhalten, und zeichnete zu dem nämlichen Zweck wenigstens die Umrisse. Die Einwohner vergleichen die Gestalt des Gipfels mit einem Kameelhöcker, und nennen ihn daher la bosse de dromédaire. Der Vergleich mag wahr sein, er ist aber der Erhabenheit des Gegenstandes wenig angemessen, und man könnte ihn eben so gut mit der gewölbten Kuppel eines Tempels vergleichen, eines Tempels, den die Natur selbst ihrem Schöpfer erbaut hat.

Vom Jahre 1760 an wurden viele Versuche un-

ter andern auch von Bourrit aus Genf zur Ersteigung des Montblancs gemacht, doch stets vergeblich, bis endlich am 8. August 1786 Doctor Paccard und der Führer Jacques Balmal, beide aus Chamouny, den Gipfel wirklich erreichten; am 2. August 1787 erstieg ihn Saussure. In der neuesten Zeit ist es öfters geschehen *), doch bleibt es stets ein eben so kostspieliges, als gefährliches, und vielleicht wenig belohnendes Wagestück: denn obgleich der Halbdurchmesser des Kreises, den man übersehen würde, 68 Stunden beträgt, so hindert doch die Beschaffenheit der Luft die Aussicht in solche Ferne **). Die Höhe des Montblancs be-

---

*) Unter andern auch am 11. August 1819 von Howard und Rensselaer, zwei Amerikanern; die ersten ihrer Landsleute, welche oben waren.

**) Wie gefährlich diese Ersteigung ist, davon liefert in der neuern Zeit die des russischen Hofraths Dr. Hamel ein Beispiel. Nachdem dieser am 3. August 1820 von Bionnay und Bionnassey aus einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, unternahm er am 18. August, in Gesellschaft der Engländer Donford und Henderson, und von 12 Führern begleitet, einen neuen Versuch von Chamouny aus. Er brachte die erste Nacht auf dem Felsen grand mulet zu, und war am folgenden Morgen gegen 9 Uhr nicht weit mehr vom Gipfel, so daß die Gesellschaft sich schon wechselseitig wegen des glücklichen Erfolges Glück wünschte, als plötzlich die ganze

trägt über dem Meer **14,793** Fuß, über dem Thal **11,532** Fuß, — die des Col de Balme, unseres Standpunktes, **7086** Fuß über dem Meer. Auch die jenen umgebenden aiguilles sind von bedeutender Höhe, z. B. der dru **11,556** Fuß.

Seit kurzem ist oben auf dem Col de Balme ein Haus zum Schutz der Reisenden erbaut, wo man zugleich Erfrischungen findet. Die westliche Seite dieses Hauses war unerachtet des warmen Sonnenscheins fußdick mit Schnee und Eis bepanzert. Der erste Schneesturm, vor etwa vierzehn Tagen, war so plötzlich und mit so großer Heftigkeit eingetreten, daß die Bewohner nicht einmal Zeit hatten, die hölzernen Laden an dem Fenster ihres Schlafzimmers zu schließen. Ehe dies geschehen konnte, war das Fenster schon zugeschneit, und in diesem zugeschneiten Zustande war seitdem keine andere Veränderung eingetreten, als daß der Schnee sich in Eis verwandelt hatte, was wohl vor künftigem Sommer nicht schmelzen wird.

Beim Hinuntersteigen vom Col de Balme ging

Schneefläche, auf der sie gingen, sich in Bewegung setzte, und mit unwiderstehlicher Gewalt hinabzurutschen anfing. Drei der Führer wurden dadurch in eine Eisspalte geworfen, und fanden dort ihren Tod. Die Uebrigen retteten sich, mußten aber wieder umkehren, ohne den Gipfel erreicht zu haben.

es die erste halbe Stunde wieder durch so tiefen Schnee, daß wir meistens bis an den halben Leib darin versanken, dann nahm er allmählig ab, einzelne freie Stellen folgten, und nach einer Stunde waren wir gänzlich aus seinem Bereich. Weiter unten begegnete uns eine Gesellschaft Engländer, Herren und Damen, alle zu Pferd und Maulthier. Wir bedauerten die Damen wegen der sie weiter oben in der Schneeregion erwartenden Beschwerden, wovon sie noch keine Ahnung zu haben schienen.

Dem Lauf der Arve folgend, die auf dem Col entspringt, gelangt man bald an einige Hütten, la Tour genannt, hinter denen der Gletscher de la Tour sich ins Thal senkt, weiter Argentière mit einem ähnlichen Gletscher gleichen Namens, der nach und nach die früher dort befindlichen Silberminen mit seinen Kristallpyramiden bedeckt hat. Einige Männer mit bräunlichen Gesichtern, von wildem Ansehen mit dreieckigen Hüten, und einer Art grüner Uniform, auf der Säbelkuppel die Aufschrift: Regia dogana, königliche Douane, tragend, hielten uns hier an, machten uns jedoch mit der Untersuchung unsrer Effekten keinen langen Aufenthalt, da wir weder verbotene Bücher führten, noch auch etwa die Schuhe in ein altes Blatt des Constitutionnel gewickelt hatten, ein Umstand, der Andern viele Weitläuftigkeiten verursacht haben soll.

Wir waren nun in den königlich sardinischen

Staaten, deren Grenze gegen Wallis sich über den Col de Balme hinzieht. Dann kömmt das Dörfchen les Tines mit dem Gletscher du bois, einem Ausfluß des mer de glace, und der Quelle des Arveiron, und prachtvoll zeigt sich in der Ferne der mächtige Gletscher Bossons.

Da die Quelle des Arveiron nur eine Viertel Stunde aus dem Wege liegt, so machten wir einen Abstecher dahin, mußten aber uns ohne Führer behelfen, weil dieser nach der bestehenden Observanz nicht das Recht hatte, uns zu den Merkwürdigkeiten des Chamounythales zu führen, denn dies wäre ein Eingriff in die ausschließlichen Befugnisse der Chamounyführer gewesen. Merkwürdig ist die zunftmäßige Einrichtung des Führerwesens hier. So wie die aus Martigny in Chamouny keine weitere Excursionen machen dürfen, eben so ist dasselbe auch den Chamounyführern in Martigny untersagt. In Martigny darf man sich auch an keinen einzelnen Führer wenden, sondern immer an den Chef des guides, der aus ihnen nach der Reihenfolge einen bezeichnet. Sie theilen sich in Classen, je nachdem sie Maulthiere besitzen, oder nicht. Solche Beschränkungen sind dem Reisenden oft unangenehm, und haben nur das Endresultat, daß sein Beutel stärker in Anspruch genommen wird.

Weil ich schon früher das Chamounythal besucht

hatte, glaubte ich auch ohne Führer die Quelle des Arveiron finden zu können. Wir gingen auch längs diesem Bache aufwärts, bis wir den Fuß des Gletschers erreichten, hier wurde aber das Weitergehen durch eine Menge von Steinen und Felsblöcken sehr schwierig, wir fanden keine ordentliche Spur eines Pfades mehr, und konnten alles Suchens ungeachtet das Eisgewölbe, aus dem der Arveiron hervorquillt, nicht entdecken. Indem wir nun so am Fuß des Gletschers stehen, hören wir plötzlich ein furchtbares, anhaltendes Donnern, und im nämlichen Augenblick sehen wir eine Schneelavine, einem schäumenden Wasserfall ähnlich, vor uns, gewissermaßen über unsern Köpfen vom Gletscher hinabstürzen, und ganz nahe, vielleicht in einer Entfernung eines Büchsenschusses am Felsen zerstieben. Wenig fehlte, so hätte der Schneestrom uns erreicht. Selbst in ihrer jetzigen Nähe hätte uns der Luftdruck sicher verletzt, wenn die Lavine von bedeutendem Umfang gewesen wäre.

Eine zweite folgte wenig Secunden nachher, so daß wir gerathen fanden, uns aus dieser gefährlichen Region zu entfernen, und nicht weiter nach dem Eisgewölbe des Arveiron zu suchen. Hatten wir dieses nicht gesehen, so hatten wir dafür in der größtmöglichsten Nähe Lavinen kennen gelernt, und dies mag wohl selten Reisenden an der Quelle des Arveiron widerfahren.

Ein kurzer Spaziergang brachte uns vollends nach Prieuré de Chamouny, dem Hauptort des Thals. In einem Dörfchen vor Chamouny hatte man die Lavinen am Gletscher bemerkt, und wünschte uns Glück, so gut davon gekommen zu sein.

Bei meiner frühern Anwesenheit in Chamouny hatte ich, damals Student, und in Gesellschaft von einem Dutzend Genossen, welche theils mit mir gekommen, theils aus Italien kommend, uns hier getroffen, einen fröhlichen Tag auf dem Montanvert verlebt. Wir hatten die mächtigen Eiswellen des mer de glace bewundert, das sich zwischen den riesigen Felsnadeln, der röthlichen aiguille de dru, und den schwarzen vielzackigen aiguilles charmoz ausdehnt, und waren dann den steilen Fußweg nach der Arveironquelle hinabgestiegen. Da mein Reisegefährte auch den Montanvert nicht besteigen wollte, so kehrten wir über die tête noire nach Martigny zurück.

Am Abend war die Kälte in Chamouny so bedeutend, daß wir es nur in einer stark geheitzten Stube aushalten konnten, und auch den andern Morgen war es empfindlich kalt. Freilich liegt auch das Thal 3156 Fuß über dem Meere. Dennoch traten wir oft hinaus auf den Balkon unsres Gasthauses, um den Anblick des Montblancs so viel als möglich zu genießen, der sich indeß von hier aus in einer unrichtigen Gestalt zeigt, denn

der eigentliche Gipfel scheint nicht viel höher zu sein, als der zweite Absatz, der dome de gouté. Unbeschreiblich schön machten sich aber diese schneebedeckten Massen, diese Eispyramiden der Gletscher und die schwarzen Wälder am Fuß, als am späten Abend der Mond sein sanftes Licht darüber goß, und nur die großen Massen des Bildes schied, während das Einzelne und Kleine schwand, und so das Ganze noch großartiger, noch erhabener schien. Die meisten Landschaften gewinnen bei solcher Beleuchtung, keine aber mehr als diese, deren eigenthümlicher Charakter gerade im Erhabenen besteht.

Nicht minder schön war es auch, als am Morgen, Berg und Thal noch in Dämmerung gehüllt, nur die Gipfel des Montblancs in den ersten Strahlen der Sonne im goldenen Morgenroth schimmerten.

Ungern schieden wir von Chamouny und begaben uns auf den Rückweg nach Martigny. Gleich hinter Argentières verließen wir den Weg des Col de Balme, und stiegen links einen Felsenabhang, les montets, hinauf. Das Steigen ist nicht von Bedeutung, und bald ist man oben in einem hochgelegenen Thal oder Sattel, von wildem ödem Ansehen, überall mit Steinen und großen Felsblöcken bedeckt, auf dessen linker westlichen Seite

sich die aiguilles rouges und gegenüber ebenfalls ungeheure Felsmassen erheben, alle in schauerlicher Nacktheit, doch von verschiedenartiger Färbung, bald röthlich, bald grünlich, bald ganz schwarz. Rückwärts zeigen sich noch immer die Riesen dru und charmoz. — Dieser Sattel zieht sich bis ins Valorsinethal, und hier erblickt man wieder zwei neue schneeumhüllte Colosse, den Buet, (10468 Fuß hoch) und mehr rechts den Bérard. Beim Eintritt in das Valorsinethal wendet sich der Weg rechts, der Richtung des Thals von Südwest nach Nordost folgend. Dieses abgeschiedene Thal, von den fürchterlichsten Felsen enge eingeschlossen, von allen Seiten durch den Sturz der Lavinen bedroht, und nur zwei bis drei Monate hindurch von Schnee entblößt, ist dennoch anscheinend ziemlich bevölkert. Man sieht eine Menge Häusergruppen, und angebaute Felder. In Valorsine frühstückten wir auf freiem Felde neben dem Wirthshause, in dessen Innerem es uns nicht behaglich schien, und nochmals erschien uns über den montets im hellsten Silberglanz am blauen Himmel der Montblanc, dem wir jetzt ein Lebewohl sagten, da er unserm Auge, das seines Anblicks nicht satt werden konnte, so bald nicht wieder erscheinen wird.

Weiterhin zieht sich der Weg dichter hinab an den das Thal durchströmenden, am Buet entspringenden, Schwarzwasserbach, (eau noire), in

einiger Entfernung gewahrt man einen prächtigen Wasserfall an einem Felsenabhang, dann gehts auf das rechte Ufer des Bachs, und nun ein wildes Chaos von Felsen, bald nackt, bald mit schwarzen Tannen bewachsen, das alles übertrifft, was die fruchtbarste Einbildungskraft sich nur an so schauerlicher Scenerie zu erdenken vermag; ein enger Paß auf der Grenze zwischen Wallis und Savoyen, zum Ueberfluß noch durch eine alte Mauer und Pforte verschlossen, und eine Felsentreppe, so rauh, uneben und steil, daß sie sicher ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Jenseits auf der Höhe das Dörfchen Finio, und indem nun das eigentliche Steigen an der tête noire beginnt, wo der alte Weg, an sich schon unglaublich steinigt und uneben, noch dazu am Rand des senkrechten Felsens längs dem schwindelnden Abgrund vorbeiführt, erfreut sich der Wandrer der Annehmlichkeit eines neuen guten, 8 Fuß breiten, bequemen und mit einem Geländer versehenen Weges, der gegenwärtig etwa in einer Strecke von einer halben Stunde beendigt ist. Man kommt durch eine, dreißig Schritt lange, in den Felsen gesprengte Gallerie, und hat bald die Höhe erreicht, die übrigens von keiner Bedeutung ist, da der Weg mehr um die tête noire herum, als darüber wegführt. Jene schauerliche Stelle des alten Weges führt den Namen mâpas oder mauvais pas. Hat man die Ecke

des Berges erreicht, wo die eau noire sich mit dem Trient vereinigt, und von wo aus beide zusammen ihren Lauf ins Rhonethal, in welches sie durch die gorge du Trient gelangen, fortsetzen, so hört der neue Weg auf. Man hat an diesem seit dem Jahr 1824 gebaut, zum Theil auf Kosten der Führer von Martigny, welche von ihrem Tagelohn im Betrag von 5 Francs einen Franc in eine gemeinschaftliche Kasse legen müssen.

An der Ecke der tête noire wendet man sich wieder rechts, und folgt durch eine dunkele Waldschlucht dem Lauf des Trients aufwärts, bis nach Trient, wo sich der Weg des Col de Balme mit dem der tête noire wieder vereinigt.

Wir sahen noch viel Schnee auf dem Col de Balme liegen, und waren daher um so mehr froh, den, abgesehen von der prächtigen Aussicht auf der Höhe des Cols, viel interessanteren und bequemeren Weg über die tête noire gemacht zu haben.

Das Hinuntersteigen vom Forclaz währte ununterbrochen anderthalb Stunden, und nicht ohne große Ermüdung kamen wir wieder in Martigny an, wo wir diesmal, mit der Bewirthung à la grande maison nicht sehr zufrieden, au cigne einkehrten, und hier eine bei weitem aufmerksamere und freundlichere Bedienung fanden.

An einer andern sonderbaren Reisegesellschaft waren wir heute morgen im Chamounythal vorbei-

geschritten. Sie bestand aus einer blondlockigen Engländerin, begleitet von zwei Herrn, einem Bedienten, und drei Bologneser Hündchen, welche zu Fuß reisete, und mit einem wehenden grünen Schleier auf ihrem Strohhut, einen tüchtigen Alpenstock in der Hand, so rüstig einherschritt, daß sie schon eine halbe Stunde nach uns in Martigny eintraf, und so den zehnstündigen Marsch fast in der nämlichen Zeit zurückgelegt hatte. Wir hörten, daß sie sich vorgenommen hätte, die ganze Schweiz zu Fuß zu durchwandern. Gewiß ein kühnes Unternehmen für eine feine Dame.

Ich hatte mich eben auf meinem Zimmer umgekleidet, und ging hinunter in den Speisesaal, als ich hier eine neue seltsame Gesellschaft fand, nämlich sechs bis sieben schwarzgekleidete Nonnen, die um das Kaminfeuer herumsaßen, und bei meinem Eintritt auf meine Verbeugung sämmtlich aufstanstanden, und sich tief verneigten. Ich setzte mich zu ihnen ans Feuer, und knüpfte mit ihnen eine Unterhaltung an, auf die sie anfangs nur schüchtern eingingen, bald aber ganz gesprächig und munter wurden. Sie kamen von Lyon, und waren auf der Reise in ein anderes Kloster ihres Ordens nach Aosta. Morgen wollten sie über den großen Bernhard, und wurden sehr ängstlich, als ich ihnen von dem vielen Schnee auf dem Col de Balme erzählte, und ihnen sagte, daß sie auf dem Bernhard gewiß

dessen genug antreffen würden. Als wir in der besten Unterhaltung begriffen waren, trat aus dem an den Saal stoßenden Zimmer die Domina mit einigen ältern Nonnen herein, und machte unsrer Bekanntschaft ein Ende, indem sich auf ihre Veranlassung die ganze Schaar aus dem Saal entfernte, und in jenes Zimmer begab.

Unser Saal füllte sich nach und nach mit Engländern und andern Reisenden und nur wenn die Thür des andern Zimmers aufging, konnten wir einen Blick auf die dort speisenden schwarzen Damen werfen, was von ferne etwas gespensterartiges hatte, besonders da sie bei Tische nicht sprachen. Alte Sagen von spuckenden Nonnen kamen mir ins Gedächtniß, und wirklich träumte ich die Nacht von lauter Nonnen mit Todtengesichtern, von Klöstern, Gewölben und Einmauern, obgleich von jenen Manche recht hübsche und junge Gesichter hatten.

Am andern Morgen hatte ich noch das Vergnügen, die Caravane aufbrechen zu sehen. Drei chars à bancs und eine Menge Maulthiere zum Reiten waren dazu herbeigeschafft, und der chef des guides leitete in eigener Person mit der devotesten Haltung den Aufbruch. Ich versäumte nicht eini-

gen meiner Bekanntinnen vom Kaminfeuer ein Lebewohl aus meinem Fenster, von den Andern ungesehen, zuzuwinken, was sie mit einem freundlichen Blick erwiederten, und endlich setzte sich der malerische, berittene Nonnenzug, eine Menge Führer zur Seite, in Bewegung.

XVII. Das Rhonethal. Sion, Siders und Brieg.

Wir machten uns zu Fuß auf den Weg nach Sion. Die ersten drei Stunden sind freilich zu einer Fußwanderung wenig geeignet, denn so lange zieht sich die Chaussee, ohne eine Stadt oder ein Dorf zu berühren, in einer schnurgeraden Linie durch eine niedrige, sumpfige, meistens mit Weiden, Erlen, und anderm niedern Gehölz dicht bewachsene, und beinahe gar nicht cultivirte Gegend fort. Zwischen durch sieht man einige freiere Plätze im Gebüsch, auf denen mageres Vieh weidet, von zerlumpten Hirten bewacht, deren Physiognomien wenig Zutrauen erweckten, und himmelweit mit den kecken, kräftigen und ehrlichen Gesichtern der Hirten in Uri, Appenzell u. s. w. contrastirten. Die leblosen Umgebungen aber würden sehr an Norddeutschland erinnern, wenn nicht zu beiden Seiten über das Buschwerk weg die Bergketten die Landschaft dennoch anziehend machten. An diesen erblickt man oft in schwindelnder Höhe Dörfchen und Häusergruppen an den steilsten

Felsen hängen, scheinbar an so unzugänglichen Orten, daß sich das Auge vergebens bemüht, auch nur die geringste Spur eines möglichen Weges zu entdecken, der die Bewohner mit dem Thal, mit der übrigen Welt in Verbindung setzen könnte. Es fehlt auch nicht an Ruinen alter Schlösser, und selbst die grauen kahlen Felsen zeigen häufig die kühnsten Formen, während ein Schneegewand überall die höhern Gipfel bekleidet.

Nach drei Stunden aber findet die gerade Linie der Straße das gewünschte Ende, man betritt das rechte Ufer der Rhone, und nun werden auch die nächsten Umgebungen des Weges äußerst angenehm, und immer reizender, je mehr man sich der Hauptstadt nähert. Herrliche schattige Nußbäume, hohe Ulmen, ganze Wäldchen von Obstbäumen, Weinberge, Wiesen von klaren Bächen durchschlängelt, und gut aussehende Dörfer zieren die Gegend. Auf einer grünen blumenbedeckten Wiese, durch den weitverbreiteten Schatten eines mächtigen Nußbaums gegen die übermäßige Hitze geschützt, zu unsern Füßen ein murmelnder Bach, nahmen wir ein Frühstück, und sammelten Kräfte zu dem Rest des Weges nach Sion, das wir gegen Mittag unter den brennenden Strahlen der Sonne sehr erschöpft erreichten. Es ist eine Eigenthümlichkeit von Wallis, daß während an dem Gebirg stets eine nordische Kälte herrscht, das Thal im Som-

mer, gegen alle rauhen Winde geschützt, einer mehr als italienischen Hitze sich erfreut, so daß hier die üppigste Vegetation herrscht, und manche südliche Gewächse, wie Feigen und Granaten gedeihen. Der Wein ist stark und feurig, ungeachtet der geringen Pflege.

In dem fruchtbarsten und reizendsten Theil dieses Thales liegt Sion oder Sitten, und gewährt einen äußerst malerischen Anblick. Im östlichen Theil der sanft ansteigenden Stadt erheben sich zwei Berge, am Fuß Rebgelände, oder grüne Rasenplätze, weiter hinauf schroffe Felsen, auf dem südlichen, Valeria genannt, weitläuftige schloßartige Gebäude, mit hohen Mauern befestigt, die ehemalige Residenz der Bischöfe, auf dem nördlichen höhern, Tourbillon genannt, verfallene Thürme und Burgruinen.

Auch von Sion nach Siders (Sierre) ist der bald am Ufer der schnell strömenden Rhone, bald an steilen Felsen hinführende Weg anmuthig. Die Hochgebirge haben im Ganzen den nämlichen Charakter, wie vor Sion, ihre Abhänge tragen Dörfer, einzelne Häuser, Sennhütten, oft in erstaunlicher Höhe, und von vorn schließt eine Kette von Schneegebirgen den Prospect. Eigenthümlich aber sind die vielen kleinen im Thal zerstreut liegenden Hügel, oft mit alten Burgen geziert, und gewöhnlich nach der Seite des Flusses hin, schroff und

steil abgerissen. Früher war die ganze Thalfläche höher, die Fluten der Rhone vertieften allmählich den Boden, rissen das weichere Erdreich mit sich fort, und so entstanden nach und nach diese sonderbaren kegelförmigen isolirten Höhen. Die Spuren der Ueberschwemmungen des Flusses sind überall sehr bedeutend, und oft sind breite Strecken mit Steingerölle bedeckt.

In Siders trafen wir an einem herrlichen kühlen Abend ein, unter Glockengeläute — der heimkehrenden Heerden, und hier erfreute sich unser Ohr wieder an den lang entbehrten Klängen der deutschen Zunge. Freilich war das Deutsch nicht ganz leicht zu verstehen, und die Aeußerung wäre hier passender gewesen, welche Marschall Junot einst zu einem Adjutanten in einem Dorf bei Frankfurt machte, als sein gebrochener Wagen reparirt wurde: „voyez donc, si ces gens ne finissent pas, comme vous parlez le j a r g o n de ce pays là.“

Von Siders durch einen langen einsamen Kiefernwald nach L e u k. Einige widerwärtig aussehende Kerle waren vor uns hergegangen, und als wir um eine Waldecke bogen, wurde uns plötzlich aus dem Dickigt heraus ein Paarmal ein lautes Halt zugerufen. Wir fanden nicht gerathen, der

Aufforderung Folge zu leisten, sondern gaben ihnen, um ihnen wenigstens einen kleinen Schrecken einzujagen, zwei Schüsse aus unsern trefflichen Terzerolen aufs geradewohl ins Gebüsch hinein zur Antwort, worauf wir nichts weiter vernahmen. An einen ernstlichen Ueberfall war hier nicht leicht zu denken, wahrscheinlich war es nur Muthwillen, doch war der einsame Ort zu jenem wohl geeignet.

Bei Leuk, das ebenfalls mit verschiedenen alten Schlössern geziert ist, öffnet sich ein rauher Felsenschlund, aus dem die Dala hervorströmt, und hier geht der Weg ins Leuker Bad ab. Man sieht einen Theil des schneebedeckten Gemmi. An der nämlichen, nördlichen Seite des Thals öffnet sich weiterhin das Lötschthal, von den rauhesten Felsen eingeschlossen, dann erreicht man Vispach, 6 Stunden von Siders, und hier ist der Eingang in die langen Seitenthäler, von denen der Monte moro und der Monte Rosa den Schluß bilden.

Bis Brieg sind die Umgebungen der Straße wieder meistens einsam, uncultivirt, oft sumpfig, mit kurzem Weiden- und Erlengebüsch und Rohr bewachsen. Zuweilen sieht man an den Hochgebirgen oft in unglaublicher Höhe noch Dörfer, doch mehr noch ganz nackte unwirthbare Felsen und Steinschutt, die Trümmer herabgestürzter Felshörner, und schwarze Tannenwälder. Die Gegend hat etwas unheimliches, und der Menschenschlag kam

uns wenig besser vor, als der in Unterwallis. Im Ganzen ist das Rhonethal nur auf der Strecke von St. Pierre, 3 Stunden hinter Sion, bis Siders ausgezeichnet schön, fruchtbar und romantisch, dagegen die Strecke von Martigny bis St. Pierre, und von Siders bis Brieg, was das Thal selbst betrifft, einförmig, und wenig interessant. Doch machen Martigny und seine Umgebungen von letzterem eine Ausnahme, wie denn auch Brieg selbst, und das eine viertel Stunde davor liegende Oertchen Glys eine hübsche Lage haben. Ueberhaupt aber ist das Walliser Land wohl werth gesehen zu werden, und von dem vielbesprochenen Schmutz in den Häusern haben wir wenig oder nichts bemerkt. In Martigny, in Sion und Siders sind sehr gute und reinliche Gasthäuser, so auch in Brieg, vielleicht erst in der neuesten Zeit entstanden; in Siders hatten wir ein vortreffliches Souper, und dazu einen feurigen Muskat ähnlichen Wein.

Brieg ist im Innern wenig ansprechend, man bemerkt weitläuftige Klostergebäude, und es halten sich gegenwärtig hier 400 Jesuiten auf, theils einheimische, theils und meistens aber aus Frankreich verjagte. Die Tischgesellschaft Abends im Gasthofe war dagegen ganz militärisch, und bestand aus vielen Schweizern, Offizieren in Neapolitanischen Diensten, die alle vom Urlaub zurückkehrten, und wieder nach Neapel reisten.

XVIII. Der Simplon.

Mit gespannter Erwartung traten wir heute, den 16. September, unsre Tagereise über den Simplon an, den interessantesten der nach Italien führenden Alpenpässe, theils wegen der herrlichen Straße, die so ungemeine Schwierigkeiten des Terrains besiegte, theils wegen der außerordentlichen, alle ihre Schrecken häufenden Natur.

Bei Glys, unweit Brieg, fängt die neue überall 25 Fuß breite Kunststraße zu steigen an, und führt zuerst durch das noch freundlich genug gelegene Dörfchen Ried, hierauf in einen Fichten- und Tannenwald, dann längs einem steilen Bergabhang, indem sie eine starke Ausbeugung, in der Richtung zur linken, macht, während rechts ein tiefer Grund, mit grünen Wiesen und Hütten, von einem Bergwasser durchrauscht, in Frieden ruht. Bei der breiten mit einem Geländer versehenen Straße sieht das Auge ohne Unruhe in die schauerliche Tiefe, und schreckt nicht mehr vor dem Abgrund zurück, an dem früher nur ein schwindelnder Pfad, von Einem Fuß Breite, mit losem Gerölle bedeckt, vorbeiführte. Am Ende jener Biegung er-

reicht man in der Ecke die aus einer Schlucht herunterströmende Kanter, über welche eine prächtige Brücke, hoch über dem Wassersturz, führt; dann geht es weiter hinauf in manchen Windungen, bis Persal, einer Poststation, 2½ Stunden von Brieg; hierauf einsame dunkele Wälder von Nadelholz, denen der durch die Wipfel rauschende Wind monotone anhaltende Klagetöne entlockte; zuweilen ein Rückblick auf das freundliche schon in außerordentlicher Tiefe liegende Brieg, auf die dahinter sich erhebenden Berner Gebirge, und auf den schon zurückgelegten am Felsabhang der Kanter hinführenden Theil der Straße. Kaum aus diesen Wäldern ins Freie gelangt, kommt man nun an die am meisten von den Lavinen bedrohten Punkte.

Zwischen jähen und nackten, auf ihren Höhen mit Schnee belasteten, und Gletscher hinabsendenden Felsen und dem tiefen schauerlichen Abgrund führt die ins Gestein gesprengte Straße in einem großen Bogen, der Richtung der Felsen folgend, fort, und hier befinden sich nun die sämmtlichen Gallerien dieser Seite des Simplons nahe bei einander. Es sind Durchgänge, zum Theil durch die Felsen gesprengt, mit den nöthigen Luft- und Lichtöffnungen versehen, zum Theil durch bloßes Mauerwerk überwölbte und bedeckte Theile des Wegs. Gewöhnlich sind die Aus- und Eingänge der Felsgallerien noch durch gemauerte Ueber-

deckungen verlängert. Der Zweck dieser mühsamen Werke ist Schutz gegen die Lavinen. Diese haben häufig alljährlich ihren regelmäßigen Zug, dessen Spuren in den tiefsten Schluchten des zerrissenen und zerklüfteten Abhanges, gefüllt mit Felstrümmern, Steingerölle, und mehr unterhalb mit übereinander gestürzten Baumstämmen, zunächst den Gallerien sehr erkennbar sind, und Zeugniß geben von den fürchterlichen Verheerungen solcher herabstürzenden Schnee- und Eismassen. Nichts desto weniger möchte das Durchwandern einer Gallerie im Augenblick des Sturzes einer Lavine dem Reisenden schreckhaft genug sein, und die Möglichkeit, daß der Ausgang durch die Schneemasse verschüttet wird, und er dann in dem unbehaglichsten Gefängniß, wenigstens eine Zeit lang, eingeschlossen wäre, ist immer vorhanden. Einen um etwas weniges bessern Aufenthalt gewähren die an einigen Stellen massiv erbauten sogenannten maisons de refuge.

Die erste Gallerie ist 30 Schritte lang, die zweite, eine viertel Stunde von jener, 110 Schritte, und gleich darauf die dritte 100 Schritte lang, hinter welcher wir noch tiefen Schnee auf dem Weg antrafen. Vor der Kanterbrücke ist keine Gallerie, wie unser Reisehandbuch (ein französischer Auszug aus Ebel, bei weitem vollständiger als Glutz-Blotzheim) irrthümlich besagte, und wir waren,

durch diesen Irrthum veranlaßt, unsrer Meinung nach noch nicht so weit vorgerückt, und jetzt sehr überrascht, der Höhe des Passes schon so nahe zu sein. In 4¼ Stunden, von Brieg aus gerechnet, waren wir oben, und das Steigen auf einem so bequemen Wege, in Vergleich mit dem Col de Balme und andern Pässen, uns gar nicht beschwerlich geworden. Ueberdem hatten zwei junge Engländer, die den Simplon hinauf fuhren, gleich bei Brieg sich gefällig erboten, unser leichtes Gepäck mitzunehmen, eine zuvorkommende, bei Engländern gewiß seltene, Artigkeit.

Ehe man zum Zollhaus auf der Höhe gelangt, hat man den letzten Rückblick auf die Jungfrau mit ihren Nachbarn, wie früher auf das Finsteraarhorn. Jene hat indeß von hier aus bei weitem nicht die erhabenen und reizenden Formen, wie von der Nordseite.

In geringer Entfernung vom Zollhaus liegt auf der linken Seite des Weges das neue Hospitium, ein mächtiges, großes Gebäude von drei Stockwerken, in einer entsetzlich einsamen Gegend von hohen Schneebergen, Gletschern und kahlen Felsen überall umgeben, und von aller Vegetation, etwas Moos ausgenommen, entblößt. Bei einigen Gebirgen waren nur die Vertiefungen, Risse, oder sonst der Sonne entzogenen Theile mit Schnee bedeckt, und überall schauten die dunkeln Steinmassen

hervor, was ihnen ein eigenthümlich wildes und ödes, zugleich aber auch fleckiges und widriges Ansehen gab. Es war ein heiterer Tag geworden, aber hier oben so durchdringend kalt, daß ich vergebens zu zeichnen versuchte, da mir die Hände binnen wenig Secunden ganz steif wurden.

Etwas weiter hinunter erblickt man zur Rechten in einer jedoch unbedeutenden Vertiefung, auf einem wo möglich noch unwirthbarern, noch ödern, mit Steintrümmern bedeckten Boden das 5 bis 6 Stock hohe alte Hospitz, das mit seinem thurmähnlichen Bau und kleinen Fenstern einem Gefängniß gleicht. Und wenn der Winter mit seinen gewaltigen Stürmen, seiner furchtbaren Kälte, und allen seinen Schrecknissen heranzieht, wenn der Schnee seine 20, 30 und 100 Fuß dicken Massen rund umher anhäuft, wenn das Ohr nichts als Sturmesbrausen und Lavinendonner vernimmt, ist es dann etwas anderes, als ein Gefängniß voller Schrecken und Schauer? und hier müssen diese armen Mönche in stetem Kampf gegen die Wuth der Elemente, und nur bemüht, dem hülflosen Reisenden unter eigener Lebensgefahr beizustehen, einen großen Theil ihres Lebens ausdauern!

Gegenwärtig sind nur wenige darin, und das neue Hospitz ist noch nicht bewohnt. Sie hatten versucht am alten Hospitz ein kleines Gärtchen anzulegen, durch Mauern von aufeinander gelegten

Steinen geschützt, doch wie es schien, ohne sonderlichen Erfolg.

Rasch ging es nun hinunter bis Simpeln, das wir von Brieg aus in 6 Stunden erreichten. Von der Höhe des Passes ist es noch $\frac{7}{4}$ Stunden, und man sieht hier schon wieder Alpen, auf welchen Kühe und Ziegen grasen.

Da in Simpeln noch eine sehr winterliche durchdringende Luft wehte, und es noch früh am Tage war, so gaben wir unser Vorhaben, hier die Nacht zu bleiben, auf, und mietheten einen char-à-bancs bis Domo d'Ossola, in der Hoffnung, um so eher Italiens milden Himmel zu athmen.

Der Weg von Simpeln herunter ist noch bei weitem interessanter, als der auf der deutschen Seite, denn es ist selbst der stärksten Einbildungskraft unmöglich, sich auch nur eine schwache Vorstellung von den wilden Scenen zu machen, welche auf dieser Strecke kurz auf einander folgen. Alle Schauer der einsamsten unzugänglichsten Felsennatur sind im höchsten Grade vereinigt. Himmelhohe, senkrechte spiegelglatte Wände wechseln mit rauhem zerrissenem und zerklüftetem Gestein mit schwarzen Schlünden, welche in die verwitterten Seiten tief einschneiden. Zuweilen füllen Gletscher die Schluchten, öfter donnern glänzende Cataracte von ihnen herab. Ungeheure Steinmassen hängen oft so weit hervor, daß sie jeden Augenblick hinunterzustürzen

drohen. Aengstlich wandert der Reisende darunter weg, und unwillkührlich wendet sich sein Auge rückwärts, und möchte sich fast wundern, daß sie noch immer in der Luft zu schweben scheinen. In der Tiefe brauset die wilde schäumende Veriola, als suche sie zornig ihren Weg durch die gewaltigen Felstrümmer, welche ihren Lauf vergebens aufzuhalten suchen. Wohl führt die herrliche Straße bequem durch alle diese Schrecknisse, und fast jeder Schritt vermehrt die Bewunderung dieses Riesenwerks, aber dennoch bemächtigt sich in diesen engen Schluchten, aus denen man kaum das Blau des Himmels erblickt, ein beklommenes und beängstigendes Gefühl des Reisenden, und wenn bei jeder Wendung der Ausgang aus diesem Chaos von neuem durch unersteigliche Mauern verschlossen zu sein scheint, fängt man allmählig an, sich ins Freiere zu sehnen.

Bei Gondo, dem letzten schweizerischen Ort, steht ein hohes thurmähnliches, acht Stock hohes Gebäude, seltsamen Anblicks, welches als Wirthshaus zu dienen schien; ihm folgen mehrere maisons de refuge, die auf dieser Seite in einem eleganteren Styl gebaut sind. Das Dach des einen war durch eine Lavine gänzlich zerschmettert. Dann mehrere Gallerien und die italienische Grenze. Wallisische Soldaten hatten zahlreich diesen Grenzposten besetzt, der sich gerade an einer der schauerlichsten Stellen

befindet, wo die Veriola sich in einen tiefen dunkeln Felsenschlund hineinstürzt, eine kühne Brücke sich hoch über die Fluten wölbt, und die Straße wieder durch eine lange Felsengallerie führt. Diese ist mit Mauern und sonstigen Befestigungsarbeiten gegen Italien zu versehen, und soll überdem unterminirt sein. Die Mauern mit ihren schwarzen Schießscharten machen an einem solchen Ort einen eignen Eindruck, und erhöhen noch den finstern Charakter der Landschaft.

Der erste sardinische Ort ist das Dörfchen Isella, wo Pässe und Effekten untersucht werden. Indeß war die regia dogana so gefällig, es bei einer äußern Ansicht unsres bescheidenen Gepäcks bewenden zu lassen. Beim zweiten Dorf Divedro hatte die Gegend schon ein freundlicheres Ansehn. Freilich thürmen sich noch von allen Seiten Felsen und wilde Gebirge empor, aber die Höhe, an welche Divedro sich lehnt, ist bebaut, es erscheinen schon Nußbäume, Kastanien und Weinreben, und überall blicken kleine Dörfchen mit weißen schlanken Thürmen aus den Bäumen hervor. Statt des großen theils häßlichen Menschenschlags in Wallis erscheinen die Italiener mit braunen ausdrucksvollen Gesichtern, schwarzem Haar, und starkem musculösem Bau, und die Mädchen mit ihren rothgeränderten Röcken spinnen den Flachs im Gehen an einer Spindel. Im Haar tragen sie am

Hinterkopf einen Kamm mit silbernen Spitzen verziert, welche wie Strahlen auseinander laufen, und am Ende in breiteren Knöpfen sich endigen.

Von Divedro noch einmal durch einen langen Felsengrund, die Jesellen genannt, an der malerischen Ruine einer in einem kühnen Bogen über die Veriola geschwungenen Brücke, zur alten Straße gehörig, vorbei, nach Crevola. Hier tritt man aus jener Felsenschlucht endlich heraus, und passirt nochmals die Veriola auf einer prachtvollen Brücke, einem Meisterwerk der Baukunst. Jetzt öffnet sich dem trunkenen Auge das paradiesische Thal von Domo, prangend im üppigsten saftigen Grün der Kastanienwäldchen, die sich an die das Thal amphitheatralisch umschließenden Berge anlehnen. Aus dem dunkeln Laub schimmern die weißen Dörfchen, Landhäuser und Kirchen auf das Reizendste hervor. In malerischen Formen umgeben die Ketten hoher Felsgebirge, frei von jenen kalten öden Schneeflächen, das Gemälde. Die scheidenden Strahlen der Sonne ergossen auf die grauen Felsen einen ungemein schönen violetten Schein, das Thal hüllte sich in abendliche Dämmerung, die Schatten zogen sich an den Gebirgen immer höher hinauf, nur an einzelnen Kuppen haftete noch das flüchtige Gold, bis auch diese in das Meer der Dämmerung versanken. Aber keine Dunkelheit folgte; schon schimmerte das freundliche Antlitz des Mondes am klaren

von keinem Wölkchen getrübten Himmel, eine andre Beleuchtung trat an die Stelle, weniger warm und feurig, aber nicht minder schön. Noch sanfter zeigte sich der Gebirgskranz in einer hellen grauen Färbung, und die silbernen Lichter des Mondes zitterten an den vorspringenden Ecken, die tiefern Schluchten blieben im Schatten, und glichen den Falten eines Gewandes. Geisterartig blickten die weißen Gebäude aus dem dunkeln Laubwerk, und ein Ausdruck ruhiger Herrlichkeit und andächtigen Schweigens lag auf der ganzen Natur.

Doch wir näherten uns Domo, und die Straße wurde belebter. Landleute kehrten aus der Stadt zurück, lebhaft im Gespräch und Geberdenspiel, die Weiber oft auf Eseln reitend, Fischer gingen dahin, im Frackrock, mit kurzen Hosen, sonst unbekleideten Beinen, mit breitrandrigem Hut und langen Angelruthen, ähnlich denen, die man oft auf den Landschaften italienischer Meister sieht. Das Leblose, wie das Lebendige zeigte wirklich einen andern, südlichern Character. In Domo war auf den Straßen alles im höchsten Grade lebendig. Obwohl schon 9 Uhr Abends standen überall Gruppen von Menschen, so geräuschvoll, beweglich und geschwätzig, daß man hätte glauben sollen, es sei ein besonderes Ereigniß der Gegenstand einer ungewöhnlichen Aufregung. Man erkannte den italischen Stamm, und uns war der Contrast um so

auffallender, da wir so lange schon in den stillen Alpenthälern der Schweiz umhergewandert waren. In den Straßen bemerkten wir zwei Reihen breiter Steine, auf welchen die Wagen fahren, wodurch sowohl das Pflaster weniger verdorben, als auch das unangenehme Gerassel vermieden wird. Eine Einrichtung, welche, so viel ich weiß, in Deutschland nicht existirt, allenfalls mit Ausnahme von Potsdam, wo jedoch die Wagen, anstatt über breite platte Steine, über eine Bretterbahn gehen.

Wir fuhren mit unserm char-à-bancs, dessen Pferd in seinem Trab nach und nach sehr nachgelassen hatte, und von dem französischen, jetzt im Gasthause zu Simpeln dienenden Kutscher, nur immer mit den Worten allons donc, mon paresseux! zum bessern Lauf wörtlich, ohne Anwendung kräftigerer Mittel ermahnt wurde, — vor dem hôtel d'Espagne vor, und ich fing nun an, mit dem an den Wagen getretenen Wirth zu accordiren, indem ich ihn mit meinem wenigen Italienisch fragte: quanto costa la cena, il letto, e la collazione? Er erwiederte lächelnd: ah! messieurs, vous n'avez pas besoin de cela, nous sommes honnêtes! und so schien es uns dann am bequemsten, im Vertrauen auf diese Versicherung ohne weitere Umstände, uns auf Discretion seinen Händen zu überliefern. Auch zahlten wir am andern Morgen nur die gewöhnliche Zeche von 5 bis 6 Franken die Person.

Das Haus war mit Balkons versehen, das Erdgeschoß diente nur zur Küche und Remise, alle anständigen Zimmer waren oben, alle mit steinernen Fußböden, im Ganzen aber weder elegant noch behaglich. Wir speißten in einem Salon bei offenen Fenstern und Thüren, in Gesellschaft von Schweizer-Offizieren in Neapolitanischen Diensten, die aus Italien kamen, und Erzählungen von der Unsicherheit der Gegend um Mailand, selbst um den Lago maggiore zum besten gaben, und riethen, unter keiner Bedingung bei Nacht zu reisen.

Unsere Pässe wurden zur Polizei geschickt, allein spät Abends erschien noch ein Polizeibeamter, und bat uns ihn auf die Polizei zu begleiten, da die Pässe in einer dem Commissär unbekannten Sprache, nämlich Deutsch abgefaßt seien. Durch eine Menge Gassen und Gäßchen, über Plätze und eingeschlossene Höfe wurden wir geführt, und erreichten endlich auf dieser lästigen nächtlichen Wanderung ein häßliches, schmutziges Gebäude, wo wir in einem in höchster Unordnung befindlichen Zimmer den Commissario di polizia tabakrauchend, und in Gesellschaft eines schwarzäugigen Frauenzimmers, ziemlich en negligé fanden. Wir bedauerten schon, in diese Höhle gegangen zu sein, und nicht lieber die hochlöbliche Polizei zu uns veranlaßt zu haben; doch der Commissar empfing uns äußerst höflich, und klagte nur sehr über das Abfassen der Pässe

in deutscher Sprache, besonders über die heillosen deutschen Lettern, welche nicht besser, wie hebräisch, aussähen. Wir gaben ihm, nach Maaßgabe einer Menge auszufüllender Rubriken in verschiedenen Büchern, eine möglichst getreue Uebersetzung, worauf er uns denn eine felicissima notte wünschte.

XIX. Reise nach Mailand — Die borromäischen Inseln.

Das Fußreisen vorläufig aufgebend, fuhren wir am andern Morgen wieder mit einem Korbwägelchen weiter. Die Straße bis zum nächsten Städtchen Villa war außerordentlich lebhaft, und wir schienen allen Leuten ein Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit, vielleicht wegen des blonden Haars und ausländischen Ansehns. Man bleibt immer in dem von der Tosa oder Toccia durchströmten Thal, welche bei Vogogna die aus dem Anzaskathal herkommende Lanza aufnimmt. Vogogna hat auch eine sehr reizende Lage, und es ist kein Gegenstand, fast ohne Ausnahme, der nicht malerisch schön wäre. Die Rebe rankt sich an andern Bäumen hoch empor, und windet sich guirlandenartig von einem Baum zum andern. Alle Wege und Nebenstraßen in den Dörfern bilden schattige weinbedeckte Laubengänge, von denen die herrlichsten blauen Trauben in üppiger Fülle herabhingen. Auch brach unser Kutscher ohne Bedenken im Vorüberfahren oft die schönsten Trauben für sich sowohl, als für uns. Zwischen Orno-

vasco und Granvellone ist ein einsames Stück Weges, und hier bezeichnet ein kleines schwarzes Kreuz auf einem Steine die Stelle, wo vor drei Jahren die mit ein und zwanzig Personen besetzte Diligence von nicht mehr als drei Räubern angegriffen, beraubt, und der Postillon ermordet wurde. Beim ersten Blick möchte dies kaum glaublich erscheinen, allein der kleinen Zahl kommt dagegen der Schrecken des unvermutheten Angriffs zu statten, die Bewaffnung, die zum Kampf wenig geeignete unbehülfliche Lage im Wagen, und gewöhnlich die Unbekanntschaft der Angegriffenen mit der Anzahl der Angreifer. Das gewöhnliche Verfahren bei solchen Beraubungen besteht darin, daß die Reisenden unter dem Commando „faccia a terra“ gezwungen werden, sich der Länge nach auf den Weg, das Gesicht zur Erde gekehrt, niederzulegen. Indeß nun einer der Räuber, die Büchse im Anschlag, darüber wacht, daß Alle so liegen bleiben, plündern die andern den Wagen, und nachher kommt die Reihe an die Personen.

Bei Fariola sahen wir endlich die blauen Fluten des Lago maggiore, und die Isola madre dicht vor uns; noch eine kurze Strecke längs dem See, und wir waren in Baveno alla posta dei cavalli. Dieses am Ufer des Sees liegende, und von diesem nur durch die Chaussee getrennte Haus hat eine Bauart, die mir besonders gefiel. Es hat

eine Hauptfronte und zwei Flügel, drei Stockwerke, im Erdgeschoß jedoch nur Küche, Wagenremise u. dgl., alle Zimmer in den beiden obern Etagen. In beiden Stockwerken sind auf der innern Seite des Gebäudes fortlaufende offene Gallerien mit eisernen Geländern angebracht, und aus diesen Gallerien gelangt man mittelst doppelter Thüren, einer äußern Jalousiethür und einer Glasthür in die Zimmer. Beide Flügel sind aber vorn ebenfalls, jedoch nur bis zur Höhe des ersten Stocks durch ein, das Einfahrtsthor zum Hof enthaltendes, Gebäude verbunden; dieses ist mit platten Steinen bedeckt und bildet so eine Art Plattform oder Terrasse, einen großen Balkon, so lang wie die Hauptfacade selbst, welcher, so wie die Gallerien, mit den schönsten Blumen und mit einigen Orangeriebäumen geziert ist, und mit den Gallerien beider Stockwerke communicirt. Es war eine wahre Lust auf diesem Balkon zu sitzen, der Blumen Wohlgerüche einzuathmen, und die Herrlichkeit des Sees zu schauen.

Da lag nun dieser weltberühmte See, ein glänzender Spiegel, vor uns! Dort sahen wir die lieblichen Inseln mit ihren Pallästen, Terrassen, Bäumen und Büschen, hier in sanften Hügeln sich erhebend die grünen rebenbepflanzten Gestade, ge-

schmückt mit hellen weißglänzenden Städtchen, Dörfern und Villen, dort gegenüber in stolzern Formen die Gebirge der entfernteren Ufer, alles übergossen mit dem reichsten Licht des ungetrübtesten Himmels.

O fortunati peregrin, cui lice
Giungere in questa sede alma e felice!

Doch nur flüchtige Blicke vergönnten wir uns auf dies Zauberbild, es zog uns zu den Inseln hin, und bald durchschnitten wir in einer leichten Barke die spielenden Wellen.

Bemerkenswerth ist die Einrichtung der Barken, welche zu diesen Seefahrten gebraucht werden. Sie sind nämlich durch eine quer durchgehende Bretterlehne in zwei Hälften getheilt. In der hintern stehen die Schiffsleute und rudern, in der vordern sind ausschließlich die Sitze für die Reisenden, welche daher von jenen ganz gesondert, und nicht etwa, wie man es sonst wohl findet, durch einen vor ihnen stehenden Ruderer genirt sind. Der vordere Theil der Barke ist etwas breiter, als der hintere, und es befinden sich nicht nur an beiden Seiten, sondern auch an jener scheidenden Querwand elegant gepolsterte Bänke angebracht, und in der Mitte fehlt es nicht an Platz, um einen kleinen Tisch hinzusetzen. Eine Bedeckung ge-

wöhnlich von blau und weiß gestreiftem Zeug schützt gegen die Sonne. Ueberhaupt contrastirt die Nettigkeit dieser Barken sehr mit den so schlecht gebauten rohen Fahrzeugen auf den meisten Schweizerseen.

Da die Schiffer nach Verhältniß der Zeit bezahlt werden, so ging natürlich die Fahrt langsam, was mir ganz recht war. Ein sanfter Wind bewegte leicht die Oberfläche der tiefblauen Flut, und das Schaukeln der Barke auf den kurzen Wellen, welche am Vordertheil plätscherten, und dadurch jene monotonen Klänge hervorbrachten, die man so gern hört, versetzte mich allmählig in Träumereien. Die Gegenwart entschwand, und ich gedachte der Heimath, ihrer Freuden und Leiden. Reminiscenzen erfüllten die Seele, und selbst der Genuß des heutigen Tages, der so lang gewünschte Anblick des Lago mit seinen Inseln konnte mich nicht erheitern.

Que me font ces vallons, ces palais, ces chaumières,
Vains objets, dont pour moi le charme est envolé?
Fleuve, rochers, forêts, solitudes si chères,
Un seul être vous manque, et tout est dépeuplé!

Der noch unvollendet gebliebene Pallast auf der Isola madre hat eben deshalb von dieser Seite her ein widriges Ansehn. Desto schöner und einladender ist das dunkle üppige Gebüsch, welches sich,

auf einer Felsengrundlage ruhend, in die blauen Fluten taucht. Die Wanderung durch diese Pflanzenwelt voll südlicher Herrlichkeit, durch die prachtvollen glänzenden dunkelgrünen Lorbeerhaine, durch die Citronen- und Orangenhecken auf den Terrassen, deren goldne Früchte aus hellerm Laub hervorschimmern, und ihren aromatischen Duft in die Lüfte senden, ist überaus anmuthig; eben so die weitere Fahrt zur Isola bella, deren Pallast, einem Zauberschloß gleich, aus der klaren leicht gekräuselten Flut emporstieg.

Siede sul lago, e signoreggia intorno
I monti e i mari il bel palagio adorno.

Die Gartenanlagen erheben sich auf zehn Terrassen, und überall bewundert man auch hier die kräftige Vegetation, diese Lorbeeren von kolossaler Größe, diese Granaten, Orangen, Citronen, Cypressen und Cedern, Reben und Rosen, nicht minder aber die Aussicht auf der obern Terrasse, im Norden auf die erhabenen Gebirge, wie im Süden auf die freundlich lachenden sich allmählig verflachenden Küsten, ganz in der Nähe die Isola pescatore mit ihren bescheidenen Fischerhütten, die Isola madre, und an der östlichen Seite des Sees Laveno mit dem in den großartigsten Formen in bläulichem Duft sich erhebenden monte di Laveno, vor sich die reizenden aus dem Rebengrün hervor-

leuchtenden Oerter Intra und Palanza, alles getaucht in die glänzende Fläche des Lago, auf dessen spielenden Wellen der Sonne Gold in Millionen blitzender Sterne wiederstrahlt. Wenn ich die Augen schließe, und sie wieder öffne, so glaube ich ein Feenland zu schauen, so fremdartig, so zauberisch, so verschieden von dem bisher Gesehenen ist das Bild, daß sich meinen Blicken darbietet.

Ich gedachte unwillkührlich Armidas Zauberinsel; nur fehlten die beiden natatrici ignude e belle, welche selbst das standhafte Herz jener alten Krieger in etwa erweichten.

Der Führer, der ganz selbstgefällig gern auf die außerordentliche Vegetation aufmerksam machte, indem er wiederholt in seinem vortrefflichen Französisch fragte: n'est ce pas, nous avons ici une végétation „colossale", zeigte uns noch einen mächtigen Lorbeerbaum, auf dem Napoleon kurz vor der Schlacht von Lodi das Wort battaglia eigenhändig eingeschnitten habe. Engländer hätten aber später die Buchstaben mit dem umgebenden Holz ausgeschnitten und mitgenommen. Der Lorbeer ist an sich seiner gewaltigen Größe und Stärke wegen schon merkwürdig genug. Das Innere des Pallastes ist prachtvoll, und voller Gemälde und Statüen. Die Familie Borromeo hält sich häufig hier auf, und schiffte sich gerade jetzt in einer prächtigen carmosinroth ausgepolsterten Barke ein.

Wäre man auf diesen Inseln mehr sich selbst überlassen, und müßte man nicht beständig mit lästigen Garten- und Schloßaufsehern herumziehen, so würde man sich dem Genuß ihrer Reize mehr hingeben können.

Es ist bekannt, daß jene früher nichts als ein paar aus dem See hervorragende nackte Klippen waren, und Fürst Vitaliano Borromeo in den 1670ger Jahren der Schöpfer der Inseln in ihrer spätern Gestalt wurde.

Das Erdreich mußte vom Lande auf die Inseln transportirt werden. Noch gegenwärtig ist die Unterhaltung sehr kostbar, und eine große Summe kostet allein das Bedecken der Gewächse im Winter mit Stroh auf der Isola bella.

Zum Diner waren wir wieder in Baveno, und speißten im Salon des Gasthauses bei offnen Thüren und Fenstern, bedient von einem allerliebsten Mädchen, welche ihr schwarzes üppiges Haar nach Art der Milaneserinnen mit einem Kranz silberner Nadeln aufgesteckt hatte. Doch vermißten wir eine deutsche table d'hote, die immerhin einzelnen Reisenden angenehm zu sein pflegt, und Gelegenheit zum Anknüpfen von Bekanntschaften bietet.

Gegen Abend suchten wir den Balkon wieder auf. Die blaue Flut breitete sich vor unsern Augen aus, einzelne kühle Lüftchen überbrachten uns balsamische Düfte von jenen Feeninseln, auf den

fernen Höhen des monte di Laveno haftete zuletzt der goldne Schein der scheidenden Sonne.

Unter uns war es noch lebhaft; die schwarzlockigen Buben badeten im See, die Alten standen am Ufer bei ihren Barken und schwazten; doch konnten wir uns noch nicht an diese unheimlichen Gesichter gewöhnen, diese brennenden Augen, in denen die wildesten Leidenschaften sich kund zu geben schienen.

Allmählig wurde es stiller, die Leute entfernten sich, die Dämmerung fing an, dem nächtlichen Dunkel zu weichen, noch hörte man auf dem See fernen Gesang heimkehrender Schiffer; leiser und leiser verhallten die sanften Accorde, und mischten sich mit den ersterbenden Klängen des Abendgeläutes, welches die Frommen zum Gebet rief. Wir aber saßen unter den köstlichen Wohlgerüchen der Blumen, und wahrlich! ein so reizendes Fleckchen Erde, ein so süßer Himmel möchte manchen verleiten, der nordischen strengen Entbehrungsmoral ungetreu zu werden. Man sollte die südlichen Völker nicht tadeln, daß sie weniger arbeiten, und mehr genießen, daß sie sich den Genüssen mehr hingeben, zu denen die Natur selbst hier einladet.

Cogliam d'Amor la rosa, amiamo or quando
Esser si puote riamato amando!

Gern hätten wir uns noch länger dem unge-

störten Genuß des herrlichen Abends hingegeben, doch die Zeit des Abschieds nahte, und die Diligence vom Simplon rollte heran, mit der wir unsre Reise fortsetzen wollten.

Ungeachtet der Warnung, nicht bei Nacht zu reisen, fuhren wir dennoch Abends 8 Uhr von Baveno mit der gerade vom Simplon kommenden Diligence ab, gegen alle etwaigen Räuberangriffe gesichert durch einige bis an die Zähne bewaffnete sardinische Soldaten von martialischem Ansehn, welche sich mit scharf geladenem Gewehr, und aufgepflanztem Bajonett auf die Imperiale des Wagens verfügten. Doch ohne alle Anfechtung erreichten wir noch vor Mitternacht Arona, von wo aus des andern Morgens früh die Fahrt nach Sesto Calende fortgesetzt wurde. Vor diesem Ort ist die sardinische Grenze, und auf dem Paßbureau, wohin ich mich zur Verdollmetschung der deutschen Pässe begeben mußte, ersah ich aus einem Paß eines mitreisenden Italieners aus Bologna, daß derselbe schon 101 Jahre alt war. Ein solches Patriarchenalter hatte ich bei diesem Greis nicht vermuthet, und dennoch hielt er so gut wie die Andern, alle Beschwerden der Reise aus. Sein Enkel, auch bereits kein junger Mann mehr, nahm sich seiner mit liebevoller und stets aufmerksamer Sorgfalt an. Ich suchte eine Unterhaltung mit jenem anzuknüpfen, da er mir eine merkwürdige

Erscheinung war, allein es gingen nur ganz unverständliche Töne aus seinem Munde hervor.

Ehe man nach Sesto kömmt, passirt man den aus dem Lago maggiore hervorkommenden Ticino auf einer Fähre. Ein armer Blinder hat auf dieser seine Hauptstation genommen, und sucht sich durch Violinspielen und Singen zu ernähren. Es ist unmöglich, ohne Mitleid ihn anzuhören, und der Contrast zwischen seinem lebhaften Geberdenspiel, seinen Gesticulationen, und leidenschaftlicher theatralischer Art des Vortrags, besonders bei einer Art von Recitativ, und auf der andern Seite seiner Blindheit und seinem geschlossenen Auge macht einen eigenen Eindruck. Er gewährte wiederum ein ächt südliches, italisches Bild, und war mir darum nicht ohne Bedeutung. Mit solchem Feuer und Pathos hört man in Deutschland keinen Musiker dieser Klasse.

In Sesto scheiden sich die Strada del Sempione und die Strada del Bernardino, was mit großen Lapidarbuchstaben an den Straßenecken angeschrieben steht, und daß überhaupt der Bau der Simplonstraße im Volk recht viel Aufsehn gemacht hat, ergiebt sich schon aus der Menge Wirthshäuser, welche den Simplon seitdem als Schild führen. Der Weg von Sesto bis Mailand ist in hohem Grade unintereſſant. Ueppige Fruchtfelder, besonders türkischen Weizen oder Welschkorn, gibt es

zwar, Reben, die sich an andern Bäumen hinauf ranken, Mandel- und sehr viel Maulbeerbäume: allein die Gegend ist durchaus flach, und die Landstraße meistens mit dichten Hecken, besonders von Acazien, umgeben, so daß man, an jeder freiern Aussicht verhindert, immer nur eine ganz kurze Strecke vor sich sehen kann. Man kommt durch viele kleine Oerter, wie Somma, Gallarate, Castellanza, Ro, die aber weiter nichts merkwürdiges darbieten. In allen Städten und Flecken lagen österreichische Truppen in großer Zahl, meist Ungarn und Kroaten. In mehreren Orten waren sie gerade mit Kochen beschäftigt, oder nahmen, um die Feuer gelagert, ihr Mittagsmahl unter freiem Himmel ein. Diese wettergebräunten ächten Soldatengesichter, mit kleinen blitzenden Augen, und lang herabhängenden schwarzen Schnurrbärten nahmen sich überaus kräftig aus. Die eng anliegenden Beinkleider, kornblau mit gelben Verzierungen, und kurzen Schnürstiefel, zeigten den musculösen ungemein starken Wuchs dieser Krieger. Bei einer Attake auf ein im Aufruhr begriffenes Volk würden sie sicher wenig Umstände machen, und wohl mochten diese starken Besatzungen in der jetzigen Zeit, kaum ein Jahr nach der Juli-Revolution, hier nicht unnöthig sein.

Nähert man sich Mailand, so würde man dies nur daraus schließen können, daß nahe bei der Stadt die Chaussée sehr breit ist und zur Seite noch Nebenalleen hat. Sonst sieht man nichts als das hölzerne Gerüst der porta del Sempione, und kein auffallendes Gebäude, daher denn auch einige Deutsche einen Vorübergehenden fragten, was dies für ein Dorf, und wie weit es noch bis Mailand sei. Selbst jenes Thor bemerkt man nur eine ganz kurze Strecke zuvor. Wir kamen nach ausgestandener Thorvisitation gerade zur rechten Zeit an, um im albergo di Reichmann, corso di porta romana noch an table d'Hote mit zu speisen.

XX. Mailand.

Kaum war die Tafel beendigt, so eilten wir auf den Corso, der heute, als an einem Sonntag und beim schönsten Wetter, gerade recht brillant war. Auf der langen und breiten Straße, welche sich fast von der Gegend des Doms aus bis an die nach Venedig führende porta orientale erstreckt, und von hohen, zum Theil prächtigen Häusern eingeschlossen wird, corso della porta orientale genannt, war nun die ganze beau monde in der größten Eleganz vereinigt. Zwei Reihen Equipagen mit prächtigen Pferden und bunten Jägern und Mohren zogen langsam dahin, und es fehlte den, den Zwischenraum füllenden Reitern nicht an Zeit und Gelegenheit, oft an die meistens offenen Wagen zierlich heranzusprengen, und süße Worte und Blicke mit den Schönen zu wechseln. In geringer Entfernung von einander waren überall Posten von ungarischen Husaren aufgestellt, in grüner Uniform, rothen Schakos und Stiefeln, um die Ordnung im Nothfall kräftig zu handhaben. Mit ihren von schwarzen langen Schnurrbärten beschatteten Gesichtern, vollkommen ruhig und theilnahmlos, offenbar bloß

an ihre Ordre denkend, — wenn sie überhaupt an etwas dachten, — ganz unbekümmert um die vielen schönen Augen, um das lebendige Treiben um sie herum, und unbeweglich, gleich dem Comthur im Don Juan, zu Pferde haltend, bildeten sie einen interessanten Contrast mit den lebhaften und beweglichen Volksmassen.

Zu den beiden äußern Seiten der Wagenreihen wogte nun auf den Trottoirs im dichtesten Gedränge der Fußgänger unabsehbare Schaar, indeß von allen Fenstern und Balkons Herren und Damen sich unterhielten, oft auch mit den Vorbeipassirenden kurze Conversationen mit Worten, Blicken, oder Zeichen hielten. Die schönen Mailänderinnen entgingen unsrer Aufmerksamkeit nicht, und wer sich an einem gelben Teint, und etwas scharfen, markirten Zügen nicht stößt, findet hier manches hübsche Gesicht, herrliche Zähne, das schönste glänzend schwarze Haar in der üppigsten Fülle, und brennende fast allzuglühende Augen. Es sind höchst anziehende Physiognomien, die noch eigenthümlicher durch die langen schwarzen Schleier erscheinen, welche alle Mailänderinnen auf dem Kopf befestigt tragen, und den sie in malerische Falten sehr geschickt zu ordnen wissen.

Von den Herren läßt sich wenig sagen, als daß die jungen Elegants in allen den Lächerlichkeiten, welche den Stutzer als solchen bilden, ihre Genossen

in andern großen Städten bei weitem nicht zu erreichen scheinen. Ernst scheint vorherrschend, und man muß es gestehen, fade, ausdruckslose und nichtssagende Gesichter sieht man wenig, und in dieser Rücksicht möchte Mailand selbst mancher deutschen Stadt entgegen gesetzt werden können.

Doch der Corso wurde leer, und die Zeit war da, ins Theater della scala zu gehen. Der Eintritt in dies Prachtgebäude, das an Größe mit San Carlo in Neapel wetteifert, war in der That überraschend. Sechs Reihen goldbedeckter, alle von einander abgesonderter, und vorne durch seidene Vorhänge von himmelblauer Farbe gezierter Logen, zweihundertvierundzwanzig an der Zahl, reihen sich über einander hin. Die Verzierungen sind überall eben so reich, als geschmackvoll.

Wenn gleich mir die Oper gli esiliati in Siberia von Donizzetti im Ganzen wenig zusagte, so hatte doch die Hauptsängerin Signora Grisi eine treffliche Stimme, und es fehlte ihr auch nicht an lautem enthusiastischem Beifall.

Signor Rubini, der göttliche Tenor, „der Entzückende“, wie ihn die Mailänderinnen nennen, war leider abwesend, und vergebens hatte ich mich auf ihn gefreut.

Ines de Castro, ein Ballet, wurde in den Zwischenact eingelegt; Tänzer und Tänzerinnen waren gut, die Mimik vortrefflich, so daß der Inhalt

selbst im Kleinsten vollkommen verständlich war, ein Requisit, daß an andern Orten nur zu häufig vermißt wird, und das Ballet überhaupt so schön, daß ich weder in Berlin, noch in Paris seinesgleichen sah, dabei Decorationen und das Kostüm über alle Beschreibung prächtig. Die Haupttänzerin, Signora Heberle, eine Deutsche, zeigte eine solche Elasticität, Gewandtheit und Behendigkeit, alles mit der schönsten und gefälligsten Grazie vereinigt, daß alle Vorstellung dagegen zurück blieb.

Den Schluß des Ballets machte denn auch, tout comme chez nous, eine Pferdescene, eine Burg ward erstürmt, die Ritter galoppirten toll genug über die Bühne.

An einem andern Abend hörte ich die Grisi in einer neuen Oper, l'ulla di Bassora, wieder singen. Welch eine Stimme! aber auch welch schönes Weib! edle Gesichtsformen, schwarzes Haar in üppiger Fülle, und ein unbeschreiblich schönes Auge! Allgemein heißt sie auch la bella Grisi. Ines de Castro wurde an diesem Abend auch wieder gegeben.

Der Circus, der an den großen Exerzierplatz (champ de Mars) anstößt, und Napoleon seine Entstehung verdankt, ist zu öffentlichen Spielen bei festlichen Gelegenheiten, nach Art dieser Spiele

bei den Römern und Griechen, bestimmt, und soll an 40,000 Menschen fassen. Die Sitze um den ovalen Platz herum sind von Rasen, und amphitheatralisch erhöht. Innerhalb zehn Stunden kann er auch sechs Fuß hoch mit Wasser angefüllt werden, um die Naumachien der Alten darstellen zu können; doch habe ich nicht gehört, daß solches jemals geschehen sei, wie denn überhaupt der Circus nur selten benutzt wird.

Unlängst gab ein Feuerwerkskünstler eine Vorstellung darin, und da er das Versprochene nicht ausführte, wurde das Volk unruhig; es entstand Streit mit der Wache, und die Folge waren scharfe Chargen des Militärs auf die Menschenmasse, wodurch 6 Personen getödtet, und 40 verwundet wurden, — ein Vorfall, der noch jetzt einen Gegenstand der besondern Unzufriedenheit der Mailänder bildete, ob mit Recht oder Unrecht, kann man ohne genauere Kenntniß des Thatsächlichen nicht beurtheilen. An 10,000 Mann Besatzung lagen gegenwärtig allein in Mailand. Die in der Nachbarschaft des Circus gelegene Citadelle war oben auf ihren Zinnen mit Kanonen gespickt, ihre schwarzen Mündungen auf die Stadt gerichtet, und so ist diese in der Gewalt der Regierung, während auch auf dem Land, wenigstens auf dem ganzen Weg bis Sesto jedes Oertchen mit Garnison versehen war.

Daß das österreichische Militär, dem man übrigens die würdigste Haltung nicht absprechen kann, und das mailändische Volk ganz verschiedenen Nationen angehören, ist an jedem Zug unverkennbar, und wenn es einerseits immerhin schmerzlich sein mag, daß die Regierung auf diese Weise durch fremde Truppen, oder doch Truppen, die einem der regierten Nation ganz fremden Stamm angehören, unterstützt und erhalten wird, so gewährte es mir doch eine Art von Genugthuung, daß die deutsche Zunge und der deutsche Stamm, sonst im Ausland so wenig geltend, hier, wenn auch vielleicht gehaßt, doch auch einmal herrschend auftritt. Man kann auch dem östreichischen Militär, und dem Offizierstande insbesondere eine würdige Haltung, und doch entfernt von aller Arroganz, durchaus nicht absprechen.

Das ebenfalls an den Exerzierplatz angrenzende, nach Sesto führende Thor, porta della pace oder del Sempione wird binnen vier Jahren ganz vollendet werden. Es ist ganz aus weißem Marmor erbaut, und sowohl hinsichtlich des Materials, als in Ansehung der Größe der Verhältnisse und des reichen Styls muß das Brandenburger Thor in Berlin dagegen bescheiden zurücktreten.

Ursprünglich, als Schluß der Simplonstraße,

zu einem Triumphbogen für Napoleon, den Gründer jener Straße, bestimmt, hat dieser die Vollendung nicht erlebt. Meine Phantasie dachte sich ihn hereinziehend durch den herrlichen Marmorbau, umgeben von seinen goldbedeckten Marschällen und seinem glänzenden Stab, ihn selbst aber in seinem einfachen grauen Ueberrock, grüner Uniform, und kleinem dreieckigem Hut, wie ich ihn einst im Jahr 1812 bei seiner Reise durch das Großherzogthum Berg gesehen hatte. Jetzt hat man in den Sculpturarbeiten Gruppen aus der heiligen Allianz angebracht.

Der Dom zu Mailand ist ein Gebäude einzig in seiner Art mit allen seinen Fehlern und aller seiner Pracht. Der Grundstein dazu wurde vom Herzog Johann Galeazzo im Jahr 1386 gelegt. Den damaligen Baumeister kennt man nicht, allein im Jahr 1391 war ein Freiburger Annes di Fernach Leiter des Baus. Der ursprüngliche Plan zur Façade war von Pellegrino Pellegrini aus dem Jahr 1507, und nach eben diesem Plan hat Carlo Amati 1806 den seinigen gemacht, welcher unter Napoleon zur Ausführung gekommen ist. Der ganze Bau ist jetzt seiner gänzlichen Vollendung sehr nahe, und es steht ein ungeheures Riesenwerk da, ganz aus weißem Marmor construirt, alles

Einzelne auf das zierlichste und eleganteste ausgeführt; hundert und achtzehn Thürme oder thurmähnliche Spitzen von durchbrochener Arbeit erheben sich neben dem Hauptthurm, in den blauen Aether, glänzend im reinsten Weiß, wie die makellosen Silberhörner der Jungfrau, und mehrere tausend Bildsäulen, woran freilich noch viele fehlen, sollen das Werk verzieren. Das Ganze ist ein wahres Marmorgebirge, das seine zahllosen Nadeln und Spitzen, gleich den aiguilles im Chamounythal, emporstreckt. Selbst das Kirchendach ist mit weißem Marmor gedeckt, und man kann bequem darauf wandeln. Nur ist zu bedauern, daß die ältern Theile des Gebäudes ihr glänzendes Weiß in etwa verloren haben.

Obgleich nun der gothische Styl vorherrschend ist, so hat doch die Façade manches Griechische, und steht daher im Widerspruch mit dem übrigen, wie denn auch ihre Breite unangenehm ins Auge fällt. Auch der Hauptthurm in der Mitte über der Kuppel, und diese selbst stimmen nicht mit jener Bauart. Ob überhaupt für den ernsten Character des gothischen Styls der helle Marmor ein geeignetes Material bilde, ob dazu nicht eher eine dunkele Steinart passend sei, dürfte auch noch in Frage kommen.

Das Innere dieses Gotteshauses ist unbeschreiblich erhaben, und machte mit seinen colossalen

Marmorsäulen, die das Gewölbe tragen, dessen Höhe das Auge kaum ermißt, einen solchen Eindruck auf mich, daß ich, so oft ich in die Gegend des Doms kam, der Versuchung nicht widerstehen konnte, ein Paarmal durch diese Hallen auf und abzugehen. Kommen die schimmernden farbigen Lichter hinzu, welche die Strahlen der Abendsonne durch die gemalten Fenster werfen, und erwärmt ihr tiefes reines Blau, ihr glühendes Roth und ihr flammendes Gelb die kalten Töne der Marmorpfeiler und Wände, so ist die Wanderung hier überaus anmuthig und herrlich. Das Innere ist nicht mit Verzierungen überladen, besondre Erwähnung verdienen aber die an der Decke grau gemalten Verzierungen, die das Ansehn von erhabener Arbeit auf das täuschendste nachahmen. Der Säulen sind sechsundfünfzig, welche in vier parallelen Reihen das Schiff in fünf Hallen theilen.

So bedeutend nun das Aeußere und Innere des Doms erscheint, eben so einzig und großartig ist die Aussicht von oben herab, auf die lange Kette der Schneealpen im Norden, auf den bläulichen Streif der Appenninen im Süden, und auf die ungeheure Ebne der Lombardei, die, wo jene Gebirge sie nicht säumen, in unbegrenzter Ausdehnung ihr Blau, gleich dem des Weltmeers, an das Firmament anschließt.

Aus dem Theater della Scala nach Hause zurückkehrend, athmeten wir die süßeste weichste Nachtluft. Der Heimweg führte uns in der herrlichsten Mondnacht über den Domplatz. Erweitert schienen im Mondschein die stillen menschenleeren Straßen, auf deren erhellte Flächen die einfachen Schlagschatten der hohen finstern Gebäude fielen, und doppelt groß und magisch strahlte glänzend, und feierlich des Domes Wunderbau auf dem dunklen Himmelsgrunde. Wahrlich, der Anblick war göttlich schön, und so wie das Innere bei den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, so sollte man den äußern Bau im Mondschein schauen; dann empfindet man des Ganzen Majestät, und wird nicht gestört durch das Einzelne, und die Fehler des Styls.

In der Brera erfreuten wir uns nicht nur der gewöhnlichen Gemäldegallerie, sondern es war auch gerade Kunstausstellung. Das Hauptstück der erstern ist das Sposalizio Josephs und Marias von Rafael, und obwohl es nicht gerade aus der besten Periode des Meisters sein soll, so schien mir doch besonders der Kopf der Maria unbeschreiblich schön, und der Ausdruck von Unschuld, Demuth und Seelenreinheit unübertrefflich.

Aus der Kunstausstellung zogen mich die Bilder

von Schiavone besonders an, eine büßende Magdalena, Amor im Begriff die Venus zu küssen. Viel besehen wurden auch einige Compositionen aus dem griechischen Krieg, die Eroberung Missolunghis von Poggi, und der Abzug der Einwohner Pargas von Hagez.

Ein sonderbares Bild war ein Zug wilder Pferde, die durch den Anblick zweier Tiger erschreckt in wilder Flucht auseinander sprengen, von Gallina.

Im Ganzen meine ich, so viel ich als Laie urtheilen kann, daß sich die Kunstausstellungen zu Berlin und zu Düsseldorf gar wohl mit denen zu Mailand messen können.

Das weltberühmte Frescogemälde, das Abendmal Leonardo da Vinci's, findet sich bei der Kirche Maria della Grazia in einem ehemaligen Refectorium des Dominikaner Klosters, wo es mit Figuren weit über Lebensgröße eine ganze Wand einnimmt. Da der Saal schon als Lazareth, und als Gefängniß für Kriegsgefangene dienen mußte, und bei Ueberschwemmungen das Wasser schon fußhoch darin gestanden haben soll, so ist das Bild so beschädigt, daß es nur aus der Ferne gesehen, noch einige Haltung hat, und schwerlich möchte es überhaupt noch lange erhalten werden können. Die Farben sind sehr verwittert, und die ganze Wand

sieht aus, als sei sie mit Schimmel und Salpeter überzogen.

Sehenswerth sind noch die Ueberreste eines alten Herculestempels, eine Säulenreihe unweit der Kirche San Lorenzo.

Indem wir nach Hause zurückkehrend durch eine ziemlich enge Gasse gingen, lief ein junger, wohlgekleideter Mann hastig an uns vorüber, eine Menge Menschen folgten ihm unter wüthendem Geschrei, von dem wir nur die Worte „un ladro, un ladro“ unterscheiden konnten; binnen wenig Secunden wurde er von seinen Verfolgern eingeholt, angegriffen, seiner Beute, einiger Tücher, beraubt, und mit einer Flut von Schimpfwörtern und einigen handgreiflichen Demonstrationen überschüttet. Es schien, als wolle man ihn in Stücke zerreissen: doch kaum war er in den Händen der Polizei, so folgte allgemeines Bedauern und Beklagen, und das tiefste Mitleid war unmittelbarer Nachfolger der unbändigsten Wuth!

Daß es übrigens mit der Sicherheit, selbst in der nächsten Umgebung der Stadt noch nicht weit her ist, beweisen drei kleine schwarze Kreuze an der Stadtmauer, ganz nahe an der porta del Sempione, welche die Stelle bezeichnen, wo man voriges Jahr einige Räuber, die einen Mailänder eine

Stunde von der Stadt beraubt und ermordet hatten, hinrichten ließ.

Ein in Mailand etablirter Schweizer, der bei Reichmanns speisete, meinte auch, niemals werde die Sicherheit hergestellt werden, denn unbegreiflicher Weise verlange die Obrigkeit, bei dem Prozeß gegen einen solchen Räuber den Beweis der ihm zur Last gelegten That, ehe sie ihn zum Tod verurtheile!

XXI. Der Lago maggiore.

Gern hätten wir auf dem Rückweg von Mailand den Comer See gesehen, allein allgemein hieß es, die Schweiz werde in den nächsten Tagen die Grenzen gegen Oberitalien wegen der in Oestreich ausgebrochenen Cholera sperren, und so suchten wir sobald als möglich das Schweizergebiet wieder zu erreichen, welches auf dem Weg über den Lago maggiore in Einem Tage geschehen konnte. Daher nahmen wir denn Plätze auf der diligenza celere nach Sesto Calende.

Morgens früh auf dem Posthofe angekommen, sahen wir bereits mehrere mantelumhüllte Figuren im Hofe umhergehen, ein Blick in den Wagen aber zeigte uns zwei schon darin sitzende Damen, deren Züge uns noch nicht völlig erkennbar waren. Sobald die Dämmerung den Strahlen der aufgehenden Sonne gewichen, und uns unsre Plätze in der nämlichen Abtheilung des Wagens angewiesen waren, wo jene Damen saßen, wurden diese natürlich zunächst einer genauern Prüfung unsres Auges unterworfen, und nicht ohne angenehme Ueberraschung entdeckte ich nun an der Jüngern ein allerliebstes

frisches, blühendes, rundes Gesichtchen, freundliche, lebhafte, ein wenig schelmische, blaue Augen, von schön gewölbten Augenbraunen überschattet, und blonde Locken, die unter einer Art Barett von schwarzem Sammt, wie solches Französinnen wohl auf der Reise zu tragen pflegen, in üppiger Fülle hervordrangen, endlich, wenn sie lächelte, eine Reihe der schönsten Zähne, und ein Paar äußerst schalkhafte Amorsgrübchen auf den Wangen. Ein Mantel von dunkelgrüner Seide umhüllte ihre Gestalt.

Beide Damen waren Deutsche, Mutter und Tochter. Jene, Wittwe eines angesehenen Beamten in einer Residenzstadt Süddeutschlands, war früher mit einem Obersten verheirathet gewesen, und holte ihre Tochter, die sich längere Zeit bei den Verwandten ihres Vaters zu Paris und Mailand aufgehalten hatte, jetzt wieder in die Heimath ab. Das Fräulein hatte eine ausgezeichnete Bildung erhalten, und war nicht nur mit der deutschen und französischen Literatur bekannt, sondern auch geistreich, witzig, und äußerst lebhaft. Nach ihrem langen Aufenthalt zu Paris, freute sie sich sehr, wieder nach Deutschland zu kommen, und meinte höflich, daß selbst in geselliger Beziehung der deutsche Nationalcharacter ihr mehr zusagen würde, als die, ungeachtet aller Artigkeit überall durchblickende selbstgefällige Süffisance der Franzosen. Bald entspann sich nun die angenehmste Un-

terhaltung. Wir lachten, scherzten, es wurden Räthsel und Calembourgs zum Vorschein gebracht, und endlich fand sich gar eine Guitarre im Netz des Wagens, einem andern Mitreisenden zugehörend, der den Gebrauch verstattete, obwohl er selbst in einer andern Abtheilung der carozza sitzend, sich dieses musikalischen Genusses nicht erfreuen konnte. Ich erwartete nun, irgend ein Liedchen auf gewöhnliche Art vorgetragen zu hören, was zur Abwechselung immerhin schon angenehm gewesen wäre, allein zu meinem Erstaunen vernahm ich eine vortreffliche reine metallreiche Stimme, verbunden mit einer Gesangart, die allen Regeln der Kunst vollkommen gemäß, in hohem Grade ausgebildet war. Das Schwellen der Töne war einzig, und es fehlte nicht bei passenden Stellen an geschmackvollen Verzierungen. Das Komische bei der ganzen Sache war, daß dies Concert auf einem italienischen Eilwagen statt fand, zum Erstaunen der übrigen von uns jedoch getrennt sitzenden Reisegesellschaft, durch welche wir uns in unsrer Fröhlichkeit wenig stören ließen. Der die Diligence escortirende Carabinier hielt sich uns immer zur Seite, und horchte auf die aus ihr klingenden Silbertöne mehr, als er die Sicherheit der Straße beachtete. Indeß schien uns solche bewaffnete Begleitung auf der so lebhaften Straße am hellen Tage in einer wohl cultivirten, mit Oertern überall besetzten Gegend wenig noth-

wendig zu sein. Gleichwohl darf der Wagen trotz der Escorte nicht vor Sonnenaufgang aus Mailand abfahren.

Unsre Divertissements hinderten uns nicht, auf dem Wege bis Sesto die glänzende Alpenkette vor uns und namentlich das Kronenhaupt des Monte Rosa, der sich vorzüglich bei Somma herrlich ausnimmt, gebührend zu bewundern. Ehe wir es uns versahen, waren wir in Sesto, wo wir mit den Damen gemeinschaftlich zu Mittag speißten, welche mir nun ihr Vertrauen so weit schenkten, daß sie mich zu ihrem Reisemarschall ernannten, und ich ihnen in dieser Eigenschaft bei ihren kleinen Reiseangelegenheiten behülflich sein konnte. Es hatte sich in wenigen Stunden ein freundliches Umgangsverhältniß gebildet, denn ihnen mochte meine Hülfe, in Ermangelung andern männlichen Schutzes, nicht weniger erwünscht sein, als mir so gebildete und liebenswürdige Gefährtinnen angenehm sein mußten.

Wie herrlich war nun die Fahrt mit dem Dampfboot über den See, den wir seiner ganzen Länge nach von Sesto bis Magadino, einer Strecke von 16 Stunden, durchschifften! Jeder Punkt ein bezauberndes Gemälde. Vorzüglich zuerst der Anblick von Arona mit seiner durch halb verfallene

Mauern und Thürme gekrönten Höhe, dahinter die colossale Statue des Fürsten Vitaliano Borromeo und gegenüber auf der andern Seite des Sees Angera mit einem malerisch gelegenen Schloß, die casa Borromea. — Hierauf zur Linken immer die mit Villen bedeckten Berge, und das Oertchen Belgirate, von den Fluten bespült. — Später wieder die borromeischen Inseln, Stresa, Baveno, dessen Gasthaus mit seinem Balkon ich durch ein Fernrohr deutlich erkannte, ferner Palanza und Intra, alle Ortschaften von heiterm, freundlichem, ja prächtigem Ansehn, die Gebäude ohne hohe, spitze und finstre Dächer, alle vom glänzendsten Weiß, und überall von schattigen Lauben und Bogengängen von Weinlaub umgeben, welches gerade jetzt sein schönstes Grün zeigte.

Weiterhin bei Canero nahe am Ufer zwei mitten im See auf Felsklippen erbaute Schlösser, gewöhnlich ohne nähere Bezeichnung gli castelli genannt, die Mauern massiv, alt, zum Theil verfallen, aber überall grünes Leben erzeugend, mit einem Epheuteppich ihre dunkeln Spalten deckend. Die alten, aus den Fluten finster emporsteigenden Festen, und das Gebirg an dieser Seite des Sees waren schon in das abendliche Dunkel gehüllt, und gewaltige Schlagschatten zeichneten der Berge Form auf des Sees Fläche, aber im Hintergrund glüheten noch spiegelglatte Gewässer, und die jenseitigen

Höhen, vor allen als Schlußpunkt in der Ferne der prächtige Monte di Laveno mit seinen schönen, nicht harten, schroffen und eckigen, aber dennoch höchst großartigen Formen, alles von den letzten Strahlen des Tagsgestirns mit einem warmen, überaus schönen violetten Duft übergossen. Es war unsre Abschiedsstunde aus Italien, und es war uns klar das Gefühl, womit jener Reisende aus Preußen an das Fenster des Gasthauses zu Simpeln die Worte geschieben hatte: adio, adio, cara Italia! Nur einen Blick hatten wir hineingeworfen, und konnten nicht ohne Wehmuth scheiden; wie tief mag erst der empfinden, der längere Zeit in Rom und Neapel die süße Luft geathmet hat!

Schon durchschnitt der Kiel unsres Dampfschiffes Schweizergebiet, doch über dem Stern wehte das rothe Kreuz in blauem Felde, die sardinische Flagge; unser Schiff hieß il Verbano, nach dem alten römischen Namen des Sees lacus verbanus. Aber von der Eleganz und Nettigkeit der englischen und rheinischen Dampfschiffe war es weit entfernt, und während auf letztern der Capitän sich in der anständigen Kleidung eines Gentleman zeigt, sah man ihn hier mit gewaltigem Schnurrbart und Backenbart, einer rothen Kappe ohne Schirm auf einem Ohr, und mit der Mine eines Raufers und Renommisten auf dem Verdeck umhergehen.

Als wir Locarno erreichten, war die Nacht

gekommen, und nun bis Magadino noch eine köstliche Stunde! Der Mond durchschiffte das weite Himmelsgewölbe, bald verdunkelt durch einzelne zerrissene Wolkenmassen, bald sein volles glänzendes Licht auf die vom sanften Hauch des Abendwindes leicht gekräuselten Fluten ausgießend, und eine lange, zitternde Silbersäule auf dem schwarzblauen Grunde bildend. Die Masten des Schiffs waren mit Leuchten versehen, und aus der eisernen Schornsteinröhre sprühte beständig ein Regen von glühenden Feuerfunken in die Nacht hinaus. So fielen in das Dunkel zugleich die Lichter der milden Mondesstrahlen, und des feurigen Flammenroths, und wir genossen in stiller Feier des schönen Schauspiels. Das Herz öffnete sich der Sehnsucht, und lebhafter noch, als auf dem blumigen Balkon zu Baveno, erfüllten meine Seele Bilder aus der Heimath! Endlich landeten wir zu Magadino und zogen in das von allen Seiten mit Rebenlauben umschattete Gasthaus.

Bis Bellinzona fuhren wir am nächsten Morgen noch in Gesellschaft unsrer Damen, welche über den Gotthard wollten, während wir über den Bernardino nach Graubünden zu reisen beschlossen hatten. Wir empfahlen uns ihrem freundlichen Andenken, und schieden dann unter einem herzlichen Lebewohl, beklagend, daß das Geschick unsrer Reisegemeinschaft keine längere Dauer verliehen hatte.

XXII. Das Misoccothal. — Der Bernardinopaß.

Bellinzona, eine ziemlich hübsche Stadt noch ganz von italienischem Ansehn, beschützt mit seinen Mauern, die sich von den hier weit ins Thal vorrückenden Bergen bis an den Ticino hinab erstrecken, und mit seinen Schlössern, von dieser Seite den Eingang zu den beiden Alpenpässen, und eine halbe Stunde weiter scheidet sich bei einer Brücke die Strada del Gotardo von der Strada del Bernardino. Wir, jetzt wieder Fußwanderer, folgten der letztern, welche sich rechts in das von der Moësa durchströmte Misoccothal hinaufzieht.

Der untere Theil dieses Thales prangt noch mit allen Reizen des italischen Bodens, und selbst das erste Dorf im Kanton Graubünden, (italienisch Griggione). St. Vittore, zeigt noch den italischen Character, Häuser von Stein, und alle Nebenstraßen und Gänge im Dorf Laubengänge bildend, von deren grünem Gewölb die köstlichsten blauen Trauben in Menge herabhingen. Diese Art Zierde, welche man in den Dörfern im Ossolathal, und in der Umgebung des Lago maggiore, vielleicht

auch sonst in Italien, allgemein findet, gefiel mir ausnehmend, und es wandelt sich selbst bei brennender Sonnenhitze ganz anmuthig in diesen schattigen grünen Hallen. Schade, daß man solches in Deutschland nicht mehr nachahmt, doch freilich möchte dort manche ohnehin oft schmutzige und bodenlose Dorfstraße durch den das Auftrocknen hindernden Schatten noch mehr als jetzt den armen Reisenden in Verzweiflung setzen.

Nach St. Vittore folgt Roveredo, und weiter passirt man herrliche Wäldchen der schönsten Nußbäume und Kastanien, selbst einige Feigenbäume kamen uns zu Gesicht, und die meisten Oerter waren von Rebenhügeln im lebhaftesten Grün terrassenartig umgeben. Die köstlichen Trauben lockten uns so an, daß wir in Lostallo in einem Art Wirthhaus uns eine Menge frisch von den Reben schneiden ließen, wobei wir mit der Wirthin ein interessantes Gespräch im reinsten Italienisch führten. Das Steigen der Straße ist fast ganz unmerklich, bis man das malerische an einer Höhe auf der linken Seite des Thales gelegene Dorf Soazza erreicht, nachdem man vorher die hier ziemlich wild über Felsenblöcke strömende Moësa auf einer steinernen Brücke passirt hat.

Dann folgt die auf einem schroffen Felsen liegende, das Thal beherrschende alte Burg Misocco, mit finsterm colossalen Mauerwerk, eine male-

rische Zierde der Gegend, und, wie man sagt, die schönste und vollständigste Ruine in der Schweitz. Wenige Schritte weiter brachten uns nach Misocco ins Nachtquartier zu dem Herrn Landamman, bei dem wir eine freundliche Aufnahme und eine angenehme Unterhaltung fanden. Er war mit der Geschichte des Landes nicht unbekannt, und erzählte wie der Bündner Freiheit weniger durch Gewalt, als durch Verträge und Loskäufe von ihren ehemaligen Herren entstanden sei. Das Misoxerthal gehört übrigens zum grauen Bunde, und vielleicht möchten hier folgende kurze historische Notizen über die Entstehung des Staates Graubünden, beim Eintritt in diesen Kanton nicht unwillkommen sein, da solche wenigstens im Ausland weit weniger bekannt sind, als die Freiheitsgeschichte der kleinen Kantone.

Noch im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Einwohner hohen Rhätiens nicht weniger von zahllosen geistlichen und weltlichen Tyrannen bedrückt, als es Uri, Schwytz und Unterwalden nur jemals gewesen sein konnten. Im Engadinthal brach der Aufstand zuerst los. Dem Burgvogt auf dem Schloß Gardovall gelüstete es nach einem Mädchen aus dem gegenüberliegenden Camogask, und er schickte seine Knechte nach ihr aus. Der Vater

aber erwiederte ihnen, er selbst wolle seine Tochter dem Vogt präsentiren, und als nun am andern Morgen dieser das Mädchen in des Vaters Gegenwart umfaßte, fiel er durch das Schwert des letztern, die Burg ward erstürmt und niedergebrannt.

Im Schamserthal waren die Herren zu Fardün und Bärenburg des Landes Bedrücker; als nun einst der Herr von Fardün eintrat in die Hütte eines vor kurzem aus seinen Banden losgekauften Mannes, Namens Johannes Chaldar, der mit den Seinigen beim Mittagsmahl saß, und den Uebermuth so weit trieb, daß er ihm in die Schüssel spukte, wurde er von dem erzürnten Mann sofort erwürgt, das Volk stand auf, und die Löwenburg und Fardün fielen.

Der Bischof von Chur konnte seine Lande nicht schützen gegen die Einfälle und Raubzüge des Adels. Mit seiner Genehmigung errichteten nun seine Unterthanen Bündnisse zu ihrer eigenen Beschirmung unter sich, woraus nachher der Gotteshausbund entstand. Zu Truns im Vorder-Rheinthal pflogen achtbare Landleute Unterredungen, wie man der Ungerechtigkeit der Herren, und der Unsicherheit ein Ende machen könne, und es schickten alle Gemeinden des Oberlands Boten an die Herren, und verlangten, daß ihnen Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen beschworenen Vertrag zugesichert werde, aller wirklichen Rechte unbeschadet. Die

Herren und Gemeinden traten nun unter einem Ahornbaum zu Truns zusammen, und beschworen diesen Vertrag (1424). Dies wurde der obere oder graue Bund, zu welchem später auch das Misoccothal trat.

Nach dem Tod des Grafen Friedrich von Toggenburg, der keine Kinder hinterließ, traten die Männer aus seinen Herrschaften in Rhätien, namentlich die Bewohner des Prättigäus, des Davoser und Schalfikerthals zusammen, und machten einen Bund zum Schutz ihrer Rechte und Beistand in der Noth, und unbeschadet des künftigen Erbherrn von Toggenburg, wenn über die Toggenburgsche Erbschaft entschieden sei (1436). Man nannte ihn den Bund der zehn Gerichte.

Nach und nach kauften sich nun viele Gemeinden in den drei Bünden von der Zinsbarkeit ihrer alten Bedrücker los, und schritten nur dann zur gerechten Gewalt, wenn dieser Verträge ungeachtet jene die erworbene Freiheit von neuem anzufechten wagten; und endlich vereinigten sich zu noch besserm Schutz gegen solche Angriffe die drei Bünde in einen Einzigen (1471 zu Vazerol), indem sie zugleich die Abhaltung eines jährlichen Bundestags beschlossen, der abwechselnd zu Chur, zu Ilanz und zu Davos statt finden sollte. Jede Gemeinde hatte ihren Amman, mehrere zusammen einen Landam-

man, und bildeten zusammen ein Hochgericht. Alle Obrigkeiten wurden vom Volk gewählt.

Im Jahr 1497 errichteten der Graue- und Gotteshaus-Bund einen Bund mit den Schweizer-Eidsgenossen zu gegenseitigem Schutz, der Zehntgerichtsbund aber nicht, denn dieser war nun von den Toggenburgischen Erben an das Haus Oesterreich verkauft. Immer aber war Zwist zwischen den Rhätiern und Tyrolern, wie zwischen Oestreich und den übrigen Eidsgenossen. 1499 drangen die Oestreicher, vereinigt mit Schwaben und Tyrolern in die Schweizergrenzen ein, und rückte auch ein Heer in die bündenschen Grenzthäler von Münster und Engadin. Doch Treffen auf Treffen verloren die Angreifer, und bald waren sie wieder aus Bünden hinaus. Auf der Malser Heide in Tyrol schlugen und vernichteten 8000 Bündner ein noch einmal so starkes feindliches Heer. Fontana, ein zweiter Winkelried, brach die Bahn, und war der Erste auf den Schanzen des Feindes. Noch im nämlichen Jahr wurde zu Basel der Friede geschlossen, und Kaiser Maximilian mußte die Eidsgenossen anerkennen. Es entstand die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte, wozu Bünden aber nicht gehörte, denn dies blieb ein besonderer unabhängiger Staat für sich, und nur durch Bündniß mit jener verwandt.

Doch jetzt kamen mit der kirchlichen Spaltung

Unglückstage auch über Bünden, eine Partei war spanisch, die andre französisch gesinnt, es entstand Haß, Verfolgung, selbst Folter und Hinrichtung, Mord und Krieg, und bei dieser blutigen Zwietracht besetzten die Oestreicher und Spanier die bündenschen Unterthanenlande, das Veltlin, Cleven und Worms. Spanische und östreichische Heere drangen in Bünden ein, dann wieder französische, die Zehntgerichte gingen an Oestreich verloren. Mit Hülfe der Franzosen eroberten die Bündner während des 30jährigen Kriegs ihre Unterthanenlande wieder, und machten sich auch endlich wieder von den Franzosen frei (1637). Friede wurde geschlossen mit Spanien 1639 und mit Oestreich 1641, die Zehntgerichte der Unter-Engadin kauften sich los von den Rechten des Erzhauses Oestreich, und waren jetzt frei, wie die beiden andern Bünden.

Neue Parteiungen entstanden in Bünden um die Zeit der französischen Revolution, Napoleon nahm ihm Veltlin, Cleven und Worms, und verband sie mit der Cisalpinischen Republik; zur Zeit der Entstehung der helvetischen Republik wurde auch Bünden von Frankreich zum Beitritt eingeladen, (1798) und als Napoleon 1803 die Eidsgenossenschaft der neunzehn Kantone stiftete, fügte er auch Bünden als Kanton hinzu.

Bei der neuen Constitution von 1815, bei welcher noch Genf, Neuenburg und Wallis als Kan-

tone hinzukamen, wurden den Bündnern weder die Lande Veltlin, Cleven und Worms restituirt, noch irgend eine Entschädigung ihnen dafür geleistet.

Ueberhaupt ergibt sich das Resultat, daß die Bündner, nachdem sie auf ehrenvolle und gerechte Weise sich ihre Freiheit erworben, solche nicht lange unversehrt und in Eintracht bewahren konnten, daß vielmehr der junge Staat bald ein Schauplatz der Intriguen fremder Mächte und ihrer Gesandten, gar bald ein Kampfplatz fremder Heere wurde, daß angesehene Bürger im Sold der Fremden standen, daß endlich die innere Zwietracht in Bünden wie in der übrigen Schweiz im höchsten Grad überhand nahm.

1803 war Napoleons Vermittelung zur Herstellung der Eintracht eben so nothwendig, als 1815 die Intervention der Alliirten, und wenn wir nach den bisherigen Erfahrungen urtheilen sollen, so möchte bei den jetzigen Unruhen seit der Julirevolution das nämliche früh oder spät eintreten müssen. Ein Staat aber, der selbst nicht im Stande ist, seine innere Zwistigkeiten ohne fremde Hülfe zu beseitigen, mit dessen Selbstständigkeit sieht es auch nach Außen traurig aus.

Vor wenig Tagen war der Contingent aus dem Misoccothal nach Chur abmarschirt, bestimmt zur

Besetzung der Stadt Basel und des Gebiets. Schwerlich wird auch diese Maaßregel den Frieden bringen. — Die Einwohnerzahl des Kantons betrug 74,000, wovon 37,000 rhätischen, 27,000 deutschen, und 10,000 italischen Stammes. Die Thäler Engadin und Oberhalbstein sind rein romanisch, Rheinwald, Prättigau und Davos, rein deutsch, Misocco und Poschiavo rein italisch, dagegen enthalten die romanischen Thäler des Vorderrheins und Domleschg nicht nur deutsche Ortschaften, sondern ganze von Deutschen bewohnte Seitenthäler. 45,000 Einwohner sind protestantisch, 28,000 katholisch, und zu den erstern gehören auch Viele rhätische und italischen Stammes.

Das letzte Dorf im Misocco-Thal ist Bernardino, was aber schon in so bedeutender Höhe liegt, daß es empfindlich kalt war, und man von hier aus nur $\frac{5}{4}$ Stunden auf die Höhe des Passes braucht. Die Gegend scheint im Ganzen mehr öde, als wildromantisch, und ist in keiner Art mit den grandiosen Partien der Simplonstraße zu vergleichen. Interessant ist oben der mit lauter kleinen Felseninseln besäete Muesa-See, an welchem das sogenannte Hospiz, das heißt ein Wirthshaus liegt. Aussicht genossen wir wegen des nebligen Wetters wenig, und da es ohnedies oben

höchst unfreundlich und naßkalt war, begaben wir uns ohne weitern Aufenthalt auf den Hinunterweg, und erreichten das Rheinwaldthal, und das Dörfchen Hinterrhein auf der bequem in vielen Schneckenwindungen hinabführenden Straße in sehr kurzer Zeit, da die Höhe des Passes und des Thals nur etwa um 1800′ differirt.

Indeß ist diese Alpenstraße merkwürdig, als die zweite fahrbare Kunststraße, welche überhaupt über die Schweizeralpen gebaut wurde, und das Werk von Ebel über die neuen Straßen in Graubünden, was über den Bau derselben interessante Details gibt, mit leidlich guten Ansichten von Meyer, findet man auch beinahe in allen Gasthöfen vor.

Ungeachtet die in den Jahren 1801 bis 1805 fahrbar gemachte Simplonstraße einen Betrag von 18 Millionen Franken gekostet hatte, beschloß dennoch der Staat Graubünden, nachdem der König von Sardinien dazu einen Beitrag von 395,000 Franken versprochen hatte, die Erbauung einer Straße über den Bernardino. Es handelte sich von der Fahrbarmachung einer Strecke von 24 bis 25 Stunden, von Chur bis Bellinzona, und diese Arbeit, vom Staatsrath Poccobelli aus Tessin geleitet, wurde 1819 begonnen, 1823 vollendet und 1824 noch das Haus auf der Höhe errichtet. Die Kosten betrugen nur 1½ Millionen Franken.

Inmittelst wurde auch die Straße über den

Splügen erbaut, und zwar ganz auf Kosten der östreichischen Regierung. Ihre Vollendung erfolgte 1822. Höhe des Bernardinopasses 6485′ über dem Meere, des Splügenpasses 6413! *)

So leicht und gefahrlos der Bernardinopaß uns vorkam, und auch im Sommer gewöhnlich ist, so ganz anders ist die Sache im Winter. Ende Octobers beginnt der regelmäßige Schneefall, und erreicht im Rheinwaldthal im Durchschnitt eine Höhe von 4 bis 8′, auf dem Paß aber bis zu 20′, ja selbst, wo ihn der Wind zusammenweht, bis zu 30′. Erst Ende Mai wird die Straße wieder frei. Oft wird nun das Fortkommen der Reisenden durch die Anhäufung so bedeutender Schneemassen auf der Bahn gehindert; oder auch durch die heftigsten Sturmwinde, welche eine so außerordentliche Gewalt äußern, daß weder Menschen noch Thiere ihren Weg fortsetzen können, und binnen wenig Augenblicken wohl jede Spur der Straße verschwinden machen. Ganze Schneelagen schlüpfen und gleiten hinab und bedecken die Straße. Doch bei weitem schrecklicher sind die Lavinen, welche

---

*) Die neue Gotthardstraße ist von Flüelen bis Bellinzona 22 Stunden lang, ihr höchster Punct 6650′ über dem Meere.

bei Windstößen oder bei Thauwetter im Winter und im Frühling statt finden, ja selbst bei Nordwind entstehen können, wenn der Schnee locker ist, und irgend ein Geräusch die Luft erschüttert, oder wenn der Himmel sich erheitert, und die Sonnenstrahlen auf die mit Schneeschirmen behelmten Felshörner wirken.

Solche Schneeschirme oder Windschilde entstehen, wenn beim Schneefall der Wind stetig von einer Seite weht, und besonders, wenn er etwas von unten herauf weht. Alsdann setzt sich der Schnee augenblicklich als ein in der Luft freihängendes, immer an Umfang zunehmendes Dach an die Felshörner und Ecken an. Drohend hängen nun diese ungeheure Massen fest, bis sie unter ihrem eigenen Gewicht, oder durch einen entgegengesetzten Windstoß herabstürzen.

Immer sind noch die bei Nordwind und lockerm Schnee eintretenden Wind- oder Staublavinen weniger gefährlich, als die beim Thauwetter sich herabwälzenden Schlag- oder Grundlavinen, wo der Schnee fest aufeinander geballt, und der Verschüttete fast unrettbar verloren ist, denn ihr Sturz von den Felsenhöhen erschüttert die Luft mit solcher Gewalt, daß selbst die aus dem Strich der Lavine befindlichen Wälder niedergelegt, Häuser umgerissen, Menschen und Vieh erstickt, und oft weit durch die Luft fortgetragen werden. Stein-

trümmer, welche sie mit sich führen, bedecken große Flächen, und verwüsten sie auf immer. Welchen unermeßlichen Schaden die Lavinen anrichten, kann man sich hiernach leicht vorstellen. Numerische Angaben darüber finden sich ebenfalls, nebst einer genauen Beschreibung aller Winterschrecknisse der Alpenregion in dem angeführten Meyer-Ebelschen Werke. Allein im Kanton Bünden wurden in den Jahren 1800 bis 1825 87 Personen durch Lavinen getödtet, und 24 verwundet! Als am 2. März 1824 der Postschlitten mit dreizehn Personen von einer Lavine von der Straße ab und in einen schneegefüllten Abgrund geworfen ward, wurden eilf Menschen gerettet, und nur zwei kamen gerade durch das zum Schutz der Reisenden errichtete Geländer am Wege um, indem sie an diesem zerschmettert wurden.

Graubünden hat übrigens die außerordentliche Anzahl von 241 Gletschern, von denen 150 ihre Abflüsse dem Rheine zusenden, und 66 durch den Inn der Donau.

XXIII. Das Rheinwaldthal. Die Rofflen. Die via mala.

Das Dörfchen Hinterrhein, das, am Fuß des Bernardino, am höchsten gelegene Dorf im Rheinwaldthal ist drei Stunden von den eigentlichen Quellen des Hinterrheins entfernt, welche aus dem Rheinwaldgletscher, einem Abfluß des Moschelhorns oder Vogelberges (Avicula), hervorströmen. Ungern verzichteten wir auf den Besuch derselben, besonders da man diese, weil der Hinterrhein bei seiner Vereinigung mit dem Vorderrhein zu Reichenau eine größere Wassermasse haben soll, wohl mehr als den eigentlichen Ursprung des Rheinstroms betrachten kann, als die Quellen des Vorderrheins am Gotthard. Auch führt ja das Thal, wo der Hinterrhein seinen Ursprung nimmt, den Namen Rheinwaldthal, oder Val Rhein.

Wir waren erfreut, in Hinterrhein wieder deutsch sprechen zu hören, denn Einwohner deutschen Stammes bewohnen dieses merkwürdige 6—8 Stunden lange und nur $\frac{1}{4}$ Stunde breite, überaus hochgelegene (4620 bis 4770′ über dem Meer) Thal, in welchem ein neun Monate langer Winter nur eine auf

wenige Fruchtgattungen beschränkte Cultur gestattet. Von allen Seiten mit den höchsten Gebirgen (bis 10,000′ hoch) umschlossen, hat es, außer den Pässen über diese, nur Einen Ausgang, nämlich durch den Rofflaschlund ins Schamserthal.

Auf dem Weg von Hinterrhein nach dem zwei Stunden davon entfernten Splügen, dem Hauptort des Thals, staunt man zur Rechten einen hohen Fels an, der sich in malerischen Formen, nach dem Thal zu fast senkrecht abgeschnitten, wie das Wetterhorn nach der Scheideck, erhebt. Es ist der Cornella oder Carnella, ein Vorgebirg des mächtigen Schnee- oder Tombohorns. Wiederum sahen wir hier einige Lavinen stürzen, und ihre Silberströme über die dunkeln Steinmassen ergießen. Bei der einen stürzte der Schnee viele Secunden lang, wie ein mächtiger Wasserfall von einem Felsabhang auf einen vielleicht 2—300 Fuß tiefer gelegenen herab, bis sich endlich die fallende Masse nach und nach verringerte, und endlich der Sturz ganz aufhörte, und hieraus erst möchte der Unkundige schließen, daß er eine Lavine und nicht einen bloßen Wasserfall gesehen, und daß der weithin rollende Donner von jenem weißen Strom erzeugt worden sei.

Rückwärts weilte der Blick oft auf dem schneebedeckten Vogelsberg oder Moschelhorn, das sich in eine jedoch nicht steile kegelförmige Spitze endigt.

Fichtenwälder bedecken die untern Abhänge der Gebirge, und bilden den Schutz des Thales, das sonst wohl in wenigen Wintern von den Lavinen völlig versperrt werden möchte. Angenehm und wohlthätig war mir ein gleichwohl etwas kaltes Bad in dem jungen Rhein, der hier für sein Alter von 4 Stunden schon wild genug dahin rauschte.

Splügen hat mit seinen neuen und ansehnlichen Gebäuden ein schönes und freundliches Ansehn, und man sieht, daß die beiden sich hier vereinigenden Alpenstraßen dem Ort reichliche Nahrung und Wohlhabenheit verschafft haben. Auch fanden wir im Gasthaus ein sehr gutes Unterkommen, und ein helles Kaminfeuer machte bei der abendlichen Kälte den Aufenthalt im Salon ganz behaglich, eine Kälte, welche in dieser Jahreszeit, gegen Ende September und bei der Höhe des Orts, 4642′ über dem Meer, sonst sehr merkbar gewesen wäre.

Am andern Morgen begleitete uns ein feiner, unangenehmer Regen, und viele Nebelwölkchen, welche ohne Aufhören aus den finstern Tannenwäldern am Fuß der das Thal nun enger einschließenden Gebirge hervordrangen, auf unserm Weg durch den Roffla-Schlund, eine sehr schmale, etwa drei viertel Stunden lange Felsenschlucht, in deren Tiefe der Rhein, hell im schönsten Bläulichgrün aus den finstern Massen heraufschimmernd, unter beständigem lauten Donner, seinen reißenden Lauf bald durch

enge Felsenöffnungen und Spalten, bald durch gewaltige Steinblöcke hindurch nimmt. Der frühere Weg muß hier auch nicht ohne Schwierigkeit gewesen sein, denn man nannte die Rofflen auch die via mala, und zwar zum Unterschied von der eigentlichen die via mala exterior.

Am Ausgang derselben stürzt sich nicht nur der Rhein, schon in ziemlicher Breite, schäumend und tobend, etwa 40 bis 50 Fuß hoch, über und durch dunkele Felsstücke hinab, sondern auch der Aversbach, hervorkommend aus dem schauerlichen Ferrerathal, wirft sich hier ebenfalls noch höher hinab, und mischt seine wilden unbändigen Wogen mit denen des Rheins. Es ist eine ergreifende ungemein wilde Scene, diese chaotisch über und durcheinander geworfenen Felsentrümmer, das überall wirbelnde und schäumende, rastlose Gewässer, dessen Staub hoch empor sprützt und den Zuschauer benetzt, während der unaufhörliche Donner sein Ohr betäubt und schreckt, dann das nackte graue zerklüftete Gestein am Ufer, und die schwarzen Tannen, von denen mancher Stamm, durch Sturmes- oder Lavinen-Gewalt entwurzelt und zerschmettert am Abhang niedergestreckt, jetzt seinen vormals hochprangenden stolzen Gipfel, ein Bild der allgemeinen Zerstörung, traurig zur Erde kehrt. Dazu noch dicht am Ufer, gerade unterhalb der Vereinigung des Averbachs mit dem Rhein einige

Mauern und Thurmfragmente, Ueberreste der durch die Thalbewohner erstürmten und niedergebrannten Bärenburg.

Kaum hat man den Felsenschlund verlassen, so gelangt man in das offene, freundliche Schamserthal, an dessen Eingang ein ganz einfacher Denkstein an der Straße die Inschrift führt.
Jam via patet hostibus et amicis. Cavete, Rhaetii! Simplicitas morum, et unio servabunt avitam libertatem! Dann erreicht man des Thals wohlaussehenden Hauptort Andeer.

Obgleich hier, wie im ganzen Schamserthal, dessen Einwohner romanischen Stammes und Protestanten sind, eigentlich romanisch gesprochen wird, verstehen doch fast alle Leute deutsch. Die rhätische Sprache, welche bekanntlich in dem größern Theil von Graubünden, wie in einem kleinen Theil von Tyrol gesprochen wird, und sich in zwei Hauptdialecte, den romanischen in den Rheinthälern, und den ladinischen im Engadinthal theilt, ist nicht bloß eine Sprechart im Munde des Volks, sondern auch Schriftsprache, und es gibt alte Manuscripte, und neue gedruckte Werke darin. Auch wird in dieser Sprache, deren meiste Wörter Aehnlichkeit mit dem Lateinischen und Italienischen haben, die aber gleichwohl dem Fremden keineswegs verständlich ist, gepredigt. In den Schulen wird indeß überall deutsch gelehrt, auch z. B. in Andeer

jeden dritten Sonntag deutsch gepredigt, und so scheint es, daß das Deutsche das Rhätische nach und nach verdrängt, wenigstens auf wenigere Orte einschränkt, was ich allerdings für wünschenswerth halte, denn unbezweifelt bildet die Verschiedenheit der Sprachen mehr oder weniger ein Hinderniß des Verkehrs, besonders des geistigen Verkehrs, und es ist nicht zu leugnen, daß wenigstens in Deutschland durch die jetzige Zunahme des Verkehrs im allgemeinen, bei der immer wachsenden Reiselust der Menschen, ferner durch die in der neuern Zeit statt gefundenen politischen Veränderungen, die Nüancen in den verschiedenen Dialecten der Hauptsprache gemildert und weniger grell geworden sind, daß an vielen Orten, wo früher selbst die gebildeteren Stände in ihrer Conversation alle Härten, Fehler und Ungeschliffenheiten einer häßlichen Provincialmundart zum Vorschein brachten, die Sprache sich um vieles veredelt hat, und reiner geworden ist. Vielleicht möchte auch der Schluß nicht so kühn sein, daß damit, mit dieser Entäußerung der Sprachweise des gemeinen Volks, auch eine Verfeinerung, eine größere Civilisirung der äußern Sitten eingetreten sei. Doch genug davon; Viele mögen andrer Meinung sein, und in der geringern Verbreitung und Abnahme dieser Volksdialecte vielleicht einen Verlust der Volkseigenthümlichkeit erblicken. Ich bin nun einmal kein Freund solcher provinciellen

Eigenthümlichkeiten, und es gefällt mir eben so wenig, wenn ich in Norddeutschland in einer anständigen Gesellschaft eine plattdeutsche Conversation höre, als wenn in der deutschen Schweiz gebildete Leute mein Ohr mit den fürchterlichen Gaumen- und Kehllauten ihres auf gleiche Weise ausgesprochenen k und ch martern.

Auf Andeer folgt Zilis, ein Dorf mit sehr alterthümlichen Häusern voll von Inschriften und Malereien, letztere meistens auf den weißgetünchten Häusern in grauer Farbe ausgeführt, wahrscheinlich zu Ehren des grauen Bundes, in dessen Gebiet man sich hier immer noch befindet. Die Farbe des ganzen Kantons ist dreifach, blau, grau und weiß, mithin bei weitem nicht so glänzend, als die drei Farben des neuen Frankreichs.

Hierauf die eigentliche via mala, eine Benennung, die ursprünglich dem vormaligen schmalen Pfad in dieser schauerlichen Gegend gegeben, und obwohl auf die jetzige breite und fahrbare Straße wenig passend, doch beibehalten ist, und jetzt die ganze Schlucht, welche das Schamserthal mit dem Domleschgerthal verbindet, bezeichnet. Die hohen Felsen zu beiden Seiten sind nämlich durch einen schmalen Riß, der sie bis zur Tiefe des Rheinbettes spaltet, getrennt, und durch diesen führt nun die Straße, welche bald in die Wände auf der einen, bald in die auf der andern Seite des Flus-

ses eingesprengt ist. Zu beiden Seiten steigen die Felsen, bald kahl und nackt, bald mit finstern Tannen bekleidet, steil, oft fast senkrecht, aus der schauerlichen Tiefe bis in die höchste schwindelnde Höhe empor, und lassen nur einen kleinen Strich des blauen Firmaments dem Auge sichtbar. Die Straße und die verbindenden Brücken schweben oft mehrere hundert Fuß über dem furchtbaren gähnenden Abgrund, in dessen unterster Tiefe, umgeben von der schwärzesten Nacht, der weiße Schaum des smaragdenen Stroms dahin schießt. Sein wildes Toben, die heulenden Sturmwinde, welche er in jenen Klüften, wie im Zorn über so enge Fesseln erzeugt, dringen nur schwach hinauf in das Ohr des Wanderers. An einigen Stellen verengt sich der Felsenriß über dem Strom so sehr, daß er nur fußbreit schien, und ich sah einen Baumstamm, der in diese Spalte eingeklemmt nicht durchfallen konnte. Es gibt drei Brücken, bei der mittlern sind alle Schrecknisse der Natur vereinigt.

Etwa nach einer starken Stunde tritt man in eine etwas offenere freiere Stelle, wo man die Schlucht ein Thal nennen könnte, aber schon nach wenig Augenblicken umgibt uns ein ähnlicher enger Felsenschlund von neuem, das verlorne Loch genannt, und die Straße ist wieder eine Strecke lang durch das Gestein gesprengt, eine sogenannte Gallerie bildend. Den Ausgang der ganzen Schlucht

schließt die auf einem steilen und hohen Felsen liegende Burg Realta (rhaetia alta), und bald erblickt man nun das heitere wohl angebaute Domleschger Thal, an dessen Eingang gleich links der freundliche und wohlhabende Flecken Tusis ganz geeignet ist, die Seele, noch erschüttert von so vielen Schauern, wieder mit lieblichen Bildern zu erfüllen. Hier fällt die Nolla, ein wildes Bergwasser, in den Rhein, und trübt mit ihrem schwarzen, wahrscheinlich durch ihr Bett von dunkelm Tonschiefer so gefärbtem Gewässer seine kristallhellen Fluten. Das Thal, und die nächsten umgebenden Höhen, vor allen der Heinzenberg auf der westlichen Seite, sind gar anmuthig mit ihren Dörfern und Landhäusern, ihren Schlössern und Ruinen, Wäldchen von Tannen und Lerchen, grünen Matten, Nußbäumen und Kastanien. Aber es ist kein italienisches Thal, es hat nicht die Reize des Thales von Ossola, und dann ermangeln alle diese Gegenden der zierlichen hölzernen Häuser, wie man sie im Innern der Schweiz findet. Die Häuser haben ein gewöhnliches Ansehn, wie in Deutschland, meistens sind die Mauern überkalkt und getüncht.

Ungern nimmt man auch die traurigen Spuren der Verheerungen des Rheins wahr, die manchen schönen Strich Landes weithin mit Steinschutt bedeckt, und auf immer verwüstet haben.

Am Ausgang des Domleschgerthals wird die

Gegend wieder wilder. Diesseits, auf der linken Seite, rücken dichte Wälder, doch von schönem Laubholz, bis an die hohen Ufer des Rheins vor, jenseits nähern sich die steilen Felsen, an deren spitzen Vorsprüngen und scharfen Gräten die Ruinen alter Wartthürme hängen, und nach vorne schließt den Prospect der mächtige Gebirgsstock des Calanda. Hat man Schloß und Dorf Räzüns passirt, so gelangt man bei Bonaduz in das Hauptthal des Graubündner Oberlands, wo sich der Vorderrhein und Hinterrhein bei dem freundlichen, nur aus einem dem Obersten von Planta gehörigen Schloß und einem Gasthause bestehenden Reichenau vereinigen. Die Abendstunden brachten wir im Park des Schlosses zu, wo man den Zusammenfluß beider Flüsse sehr gut übersehen kann. Wir konnten uns nicht überzeugen, daß die Wassermasse des einen oder andern stärker sei. Der Vorderrhein hat ein helleres grünes Wasser, doch zeigt auch der Hinterrhein eine schöne klare blaugrüne, wenn gleich dunklere Farbe. Bei stärkerem Wasser möchte er vielleicht mehr von den schwarzen Fluten der Nolla gefärbt sein.

Reichenau ist auch deshalb merkwürdig, weil an der auf dem Schlosse früher befindlichen Erziehungsanstalt der jetzige König der Franzosen während der französischen Revolution eine Zeitlang Lehrer war.

XXIV. Chur und Pfeffers.

Der Weg von Reichenau bis Chur, den wir an einem frischen Sonntagmorgen (25. Septbr.) durchwanderten, bot, mit Ausnahme des Blicks auf den Calanda, den man stets zur linken hat, wenig Interessantes dar. Bei dem ungefähr auf dem halben Weg gelegenen Dörfchen Ems scheidet sich der Graue Bund, dessen Gebiet wir nun verliessen, vom Gotteshausbund, zu welchem Chur gehört. Der erstere umfaßt die ganze Splügen- und Bernardinostraße.

In Chur wollten wir der Aussicht wegen die St. Lucienkapelle, am Berge hinter der Stadt gelegen, besuchen, aber zweimalige Versuche, dahin zu gelangen, waren, da wir ohne Wegweiser den Gang angetreten hatten, umsonst, und wir mußten dabei auf Händen und Füßen klettern. Nachmittags fanden wir sie, aber die Aussicht war unter unsrer Erwartung, und beschränkte sich vorzüglich nur auf das Thal des Vorderrheins, in dessen Hintergrund man freilich bedeutende Schneegebirge, selbst den entfernten Badus, an welchem der Vorderrhein entspringt, wahrnehmen kann. Eine weit schönere Aussicht hat man nahe an der

Stadt, vor dem Thor, das nach Reichenau führt, auf einem Hügel, wo der Galgen steht, denn hier übersieht man nicht nur jenes, von Chur westlich gelegene Thal, sondern auch das nördliche, welches der prächtige Falkniß-Fels, (7605′ hoch) und der Scaesa-Plauna (Saxa plana, 9207′ hoch), zur Rhätikonkette gehörig, schließen. Zwischen beiden erhebt sich der bedeutende Calandaberg, (8253′) dessen Umfang am Fuß wohl 10—12 Stunden betragen mag, und zur Rechten hat man den waldigen Mittenberg, an dessen Fuß Chur liegt, und der ein Vorgebirg des Hochwang (6535′) bildet. Es ist zu bedauern, daß einige Bäume an diesem Hügel nicht weggeschafft werden, die die freie Umsicht einigermaßen hindern. Auch erregt der Galgen Gefühle, welche mit denen, die der Blick auf die friedlichen Thäler und die erhabenen Gebirge erweckt, nicht übereinstimmen, und da dieses Hinrichtungsinstrument ohnehin außer Gebrauch gekommen sein wird, so möchte auch der Wunsch, daß das Auge durch dessen Anblick nicht mehr beleidigt werde, vielleicht in Zukunft seiner Erfüllung nahe sein, ein Wunsch, den man wohl in Beziehung auf die ganze Schweiz aussprechen muß, in welcher sich dieses Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit „zu Hand und Hals" in großer Menge findet.

Die Tischgesellschaft im weißen Kreuz bestand

aus Bündnern, zum Theil, wie es schien, Aemter bekleidenden Herren, welche bei Gelegenheit des Gesprächs über das zur Dämpfung der Baseler Unruhen abgesandte Contingent in politische Discussionen geriethen, die mir bewiesen, daß auch in Bünden in dieser Rücksicht sehr contrastirende Ansichten herrschen.

Ein Spaziergang in das ganz enge von Felsen und Gebüsch eingeschlossene, und von der reißenden Plessur durchströmte Thal gewährte mehr Genuß, als die Freuden der Tafel. Chur schien uns im Ganzen ein langweiliger Ort zu sein, indeß war es unglücklicher Weise Sonntag, ein Tag, an welchem überhaupt in allen Schweizerstädten nicht viel zu machen ist. An einigen Orten, wie in Bern, werden sogar während der Kirchenstunden Morgens und Nachmittags die Thore verschlossen, und eine Spazierfahrt ist dann nicht gestattet, so daß der Fremde zur strengen Sabbatsfeier gezwungen wird, er mag wollen oder nicht.

Am 26. September über Masans, Zigers über die Landquart- und über die Rheinbrücke. Der Rückblick auf Chur geht durch die vorliegenden Hügel, den Fuß des Hochwang bildend, bald verloren, nicht so die Aussicht auf den Calanda, den man fortwährend zur Seite hat. Seine unteren

Abhänge zieren hübsche Dörfer und Schlösser, höher hinauf zeigen sich Wald und nackter Fels, und ganz oben selbst Schneefelder. Immer deutlicher und mächtiger tritt aber vorne der fast ganz kahle, und höchstens mit einigen grünen Matten spärlich versehene Falkniß hervor. Zwischen ihm und einem noch weiter ins Thal vorgeschobenen einzelnen Fels, dem Fläscherberg, befindet sich der sogenannte Luciensteig, ein Felsendefilé, den Eingang aus Vorarlberg nach Graubünden bildend, so wie man rechts, östlich, ein ähnliches Felsenthor erblickt, durch welches man ins Prettigau gelangt.

Wir begegneten außerordentlich zahlreichen Heerden des schönsten Schweizer Rindviehs. Sie werden alle nach Giubiasko, einem Dorf bei Bellinzona getrieben, wo jährlich im Herbst ein großer Markt gehalten wird. Beinahe aus allen Hirtenkantonen wird das schönste Vieh um diese Zeit in große Heerden vereinigt und über die Alpen dahin getrieben, alles entweder über den Gotthard, oder über den Bernardino. Wir sahen heute Morgen gerade den Aufbruch einer aus mehreren hundert Stück bestehenden Heerde schwarzbraunen großen und starken Viehs, aus einer Weide am Weg, wo sie übernachtet hatten; an der Spitze mehrere Thiere mit großen Glocken am Hals, und geleitet von Appenzeller Hirten in ihrem Nationalkostüm, die ihr lustiges Jodeln mit den Glockentönen vermischten.

An der Rheinbrücke nahmen wir einen Führer zum Bad Pfeffers. Der Blick auf die riesigen Felsenglieder des Falknis macht den Weg bis zu dem auf einer ziemlichen Berghöhe liegenden Dorf und Kloster Pfeffers interessant. Alsdann geht man oben auf der Höhe weiter immer längs der engen Felsenschlucht der Tamina, in welcher das Bad Pfeffers liegt. Man kommt bei einer Maschinerie vorbei, mittelst welcher Holz, Wein und andere Bedürfnisse von oben zu den 700 Fuß tiefer, unten im Grund liegenden Gebäuden an Seilen herabgelassen werden, und da von der andern Seite die Bergwand eben so nahe bei den Gebäuden ist, so kann man hieraus abnehmen, wie steil die Wände und wie eng dieses Thal sein muß, in welchem selbst in den hohen Sommertagen die Sonne nur drei bis vier Stunden lang die Bewohner erfreut. Man hält es nicht für möglich an der senkrechten Felsenmauer in die Tiefe zu gelangen, bis man endlich an eine sehr rauhe und steile, in den Felsen gehauene Treppe kommt, die im Zickzack hinunter führt.

Unten geht es über eine natürliche Felsenbrücke auf die andre Seite der Schlucht hinüber, doch ist man noch nicht ganz im Grunde des Thales, sondern noch viel, viel tiefer brauset unter diesem Felsengewölbe die Tamina.

Hat man die andre Seite der Schlucht erreicht, so gelangt man abwärts bald zu den Badegebäu-

den, welche nur durch Absprengung der Felsen den nöthigen Raum finden konnten. Ihre Erbauung wurde im Jahr **1716** vollendet, und obwohl sie eine so große Ausdehnung haben, daß sie an vierhundert Kurgäste fassen können, so wurde doch gegenwärtig noch ein neuer Flügel angebaut, so daß die Frequenz des Bades sehr zugenommen haben muß. Die Heilkraft des Wassers soll besonders bei Unterleibsübeln außerordentlich sein, und dennoch hat die Analyse desselben nur ergeben, daß etwas sehr weniges Glauber= und Bittersalz und Kalkerde darin enthalten ist. Es ist ganz rein, ohne eigenthümlichen Geschmack und Geruch. Im Innern der Gebäude fehlt es an aller Eleganz, die Möbel bestehen aus rohem, nicht polirtem Holz, und die Wände sind bloß weiß übertüncht. Bei dem starken Besuch des Bades könnte das Kloster Pfeffers, welchem es zugehört, und auf dessen Rechnung die Wirthschaft betrieben wird, wohl etwas mehr in dieser Rücksicht leisten.

Bald nach unsrer Ankunft machten wir uns auf, um den berüchtigten Gang nach den Quellen des Heilwassers zu versuchen. Der Eingang ist durch eine Thüre geschlossen, und kaum hat man diese passirt, so ist man in dem furchtbaren Taminaschlund, und tritt nun den gefahrvollen Weg an. Unmöglich kann man sich von den Schrecknissen desselben eine anschauliche Vorstellung machen, ohne

sie selbst gesehen und gefühlt zu haben. Es ist eine tiefe schwarze Felsenspalte, an welcher die Wände anfangs bei 12 bis 15 Schritte auseinander stehen, nach oben hin aber näher zusammenrücken, und daher das Tageslicht nur spärlich hindurch fallen lassen. Je weiter man kommt, je mehr nähern sich die beiden Felsenwände, und wo sie endlich oben ganz geschlossen sind, und sich in einer Höhe von fast 300 Fuß in ein Gewölbe vereinigen, da verschwindet das Licht gänzlich, alles ist in dunkeln Schatten gehüllt, der die ohnehin schwarzen Felsen noch schwärzer und schauerlicher scheinen läßt. Doch bald erblickt man wieder von fern einen schwachen Schimmer, die Felsen klaffen oben wieder auseinander, und einige Lichtstrahlen, die in das Dunkel fallen, lassen gewaltige Steinblöcke erkennen, die so überhängend sind, daß sie jeden Augenblick hinabzustürzen, und den armen Wandrer, sammt seinem schwachen Steg in die Tiefe zu schmettern drohen.

In diesem entsetzlichen, wohl eine viertel Stunde langen Schlund tobt nun tief unten, 40 bis 50 Fuß unter dem Steg die wilde Tamina in unaufhörlicher Wuth. Ihr Brausen und Donnern, das in den Wölbungen und Klüften der Felsen vielfach widerhallt, betäubt vollends die durch so viele Schrecken schon angegriffenen Sinne des Besuchers, und tönt so stark, daß selbst der Hülferuf eines Fallenden nicht gehört werden würde.

Der Weg aber, auf welchem man hindurch geht, besteht nur aus einem zitternden, aus zwei schmalen Brettern zusammengefügten, nicht über $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breiten Steg, der auf eisernen in die Felsen getriebenen Stangen ruht. Es ist gar kein Geländer da, an das man sich halten könnte, und oft kann man nicht einmal an die nassen und kalten Felsen auf der Seite greifen, und sich so wenigstens einen eingebildeten Anhaltspunkt verschaffen: denn da, wo die zerklüftete Felsenwand zurückweicht, oder durch große ausgedehnte Buchten und Aushöhlungen unterbrochen wird, geht der Steg frei, zu beiden Seiten frei, über den entsetzlichen Abgrund weg, und vergebens sucht das Auge ängstlich auch nur den kleinsten Gegenstand, der irgend einen selbst nur scheinbaren Anhalt geben könnte.

So unangenehm, und für die Meisten auch gefährlich ein solcher Gang auf einem schwebenden schmalen Steg über der schwarzen tobenden Tiefe, deren Schrecken die Phantasie ergänzt, sein muß, so wird die Gefahr doch durch andre Umstände noch bedeutend vermehrt. Die hier unten herrschende beständige Feuchtigkeit, die an vielen Stellen aus dem Gestein hervorsprudelnden kleinen Bäche, und das sonst herabträufelnde Gewässer bewirken, daß die Bretter überall ganz naß und höchst schlüpfrig sind, so daß man beständig mit der größten Vorsicht gehen muß. Dann geht auch der Steg nicht

einmal eben und horizontal fort, sondern senkt sich bald, und steigt bald. Außerdem muß man noch zuweilen, wenn vorspringende Felsen dem Weg zu nahe kommen, sich bücken, und unter ihnen durchkriechen, auch um scharfe Ecken sich herumwinden.

Kurz, es ist ein so entsetzlicher Weg, daß schwerlich in der ganzen Welt seines Gleichen existiren wird.

Mit dem Entschluß, bis zur Quelle vorzudringen, hatte ich den Gang angetreten, doch als ich ungefähr die Hälfte zurückgelegt hatte, und noch immer kein Ende erschien, machten alle jene Schrecknisse einen solchen Eindruck auf mich, und überwältigten mich dergestalt, daß ich ihnen fast nicht mehr widerstehen konnte, und umkehren wollte: während ich mich aber an einen gerade hervorragenden Felsen anklammerte, den entstehenden Schwindel bekämpfte, und einen Augenblick Athem schöpfte, faßte ich von neuem Muth, und nahm mir fest vor, unter allen Umständen die Sache durchzusetzen. Mit festem und ruhigem Schritt ging ich weiter und weiter, und schon sah ich die Dämpfe der Quelle vor mir, als mein Fuß auf einem schlüpfrigen Brett ausglitschte, und ich fiel. Doch meine Hände, mit denen ich gleich von beiden Seiten das Brett erfaßte, und der gleich hinzuspringende Führer retteten mich vor dem tieferen Fall, der mich in den Abgrund geworfen hätte, wo ich unfehlbar an den Felsen zerschmettert wäre.

Wenige Schritte waren nur noch zur Quelle übrig. Diese befindet sich in einer großen Grotte in der südlichen Felsenwand des Taminaschlundes, etwa 30 bis 40 Fuß über dem Taminabett erhaben. Das Quellwasser wird in hölzernen Röhren, die an der Felsenwand befestigt sind, bis zum Badehaus geleitet. Wegen der heißen Dämpfe kann man es nicht lange bei der Quelle aushalten, und ich machte mich daher bald wieder auf den Rückweg, den ich ohne weitere Zufälle glücklich zurücklegte.

Indem wir uns durch ein Bad erfrischten, was immer eine der angenehmsten Erquickungen auf Fußreisen gewährt, bedauerten wir gleichwohl die armen Badegäste in Pfeffers, welche bis zu zehn Stunden täglich im Wasser bleiben müssen. Es gibt einzelne, und große gemeinschaftliche Bäder, und bei so langer Badezeit möchten vielleicht diese letztern trotz der sonstigen Inconvenienzen vorzuziehen sein. Doch baden hier nicht beide Geschlechter gemeinschaftlich in dem nämlichen Bade wie zu Leuk, wo die Kranken auch 8 bis 9 Stunden täglich im Wasser aushalten müssen, daselbst Besuche annehmen, auf schwimmenden Tischchen frühstücken, Zeitungen lesen u. s. w.

XXV. Die Albis Hochwacht. Rückreise.

Der Weg von Pfeffers über Valenz nach Ragatz war an dem schönen Abend überaus angenehm. Kaum hat man sich aus der engen Schlucht wieder heraus gearbeitet, und athmet wieder eine freiere Bergluft, so erreicht man den Bergabhang, auf dem das Dörfchen Valenz liegt. Grüne Matten und Wälder bedecken die Berghalden, kleine Dörfchen und Sennhütten hängen gleich Schwalbennestern daran, aus der Tiefe hört man nur noch leise das Geräusch der Tamina, und im Süden steigt der Calanda hoch in die Lüfte empor, der von dieser Seite mit seinen fürchterlich zerrissenen und zerklüfteten Felsenmassen, mit einigen Schneefeldern vermischt, ein wilderes und großartigeres Ansehn hat, als von Chur aus.

Von Valenz geht es weiter bei Wiesen und Sennhütten vorbei, durch einen herrlichen Buchenwald, während zur rechten immer noch die Tamina sich in ihrem tiefen Felsenbett fortwälzt, bis am Ausgang dieses engen Thals das weite Rheinthal sich aufthut, wo dann wieder der Anblick des Gonzenbergs, des Fläschenbergs, vor Allem des mäch-

tiges Falknis, und im Vordergrund der Flecken Ragatz mit einer alten Burg auf der Höhe, alles in der warmen Beleuchtung der scheidenden Sonne, einzig war.

Die Reise wurde über Sargans und Wallenstadt fortgesetzt, und der Wallenstädter See, ungeachtet des auf der Hinreise überstandenen Sturms, nochmals überschifft. Bei Lachen kamen wir an den Züricher See, nachdem wir vom Regen überfallen die Nacht in einem ziemlich schlechten Wirthshause in dem Dörfchen Reichenburg hatten zubringen müssen.

Lachen gehört zu dem Distrikt, die March genannt, welche einst von den Appenzellern für geleistete Kriegshülfe an den Kanton Schwytz abgetreten, und von diesem bis zur Zeit der helvetischen Republik als Unterthanenland beherrscht wurde. Diese ehemaligen Unterthanenlande bilden die sogenannte äußere Schwytz, und spielen in den jetzigen politischen Kämpfen der Schwytz eine Rolle, indem sie gleiche Rechte mit der innern Schwytz in Anspruch nehmen.

Mit Ausnahme des Fleckens Lachen hat dies Land kein sonderliches Ansehn, und der Wohlstand, welcher sich gleich beim Eintritt in das Züricher Gebiet überall zu erkennen gibt, sticht dagegen erfreulich ab. Gegenüber liegt Rappers wyl mit seiner 1800 Schritt langen Brücke über den See,

diesseits folgen die ansehnlichen, wohlgebauten und lebhaften Dörfer oder Flecken Richterswyl, Wädenschwyl, Horgen und Oberrieden. Zuweilen verließen wir die höher führende Straße, und wandelten auf Fußpfaden unmittelbar am Ufer des Sees. Es war einer jener milden Herbsttage, wo der Frühling von neuem zurückzukehren scheint, und deren Reize man um so lieber festhalten, und recht mit vollen Zügen genießen möchte, als ihnen der herannahende Winter mit seinen rauhen Stürmen nur zu bald ein Ende machen wird.

Des Sees Spiegelfläche war von dem Hauch der Luft nur leicht gekräuselt, kleine Wellen bespülten plätschernd das Gestade, eine folgte spielend der andern, und mit dem Kuß, den sie auf des Ufers Rasenteppich drückte, endete ihr Dasein. In den silberglänzenden Weiden und Pappeln, und den dunkler grünen Kastanien und Nußbäumen, an denen sich schon einzelne gelbe und röthliche Blätter zeigten, säuselten in leisen, lispelnden Tönen die lauen Winde. Alles war sanft und lieblich, und erweckte jene Gefühle der Sehnsucht, und einer melancholischen Lust, denen man sich oft so gern überläßt.

In Oberrieden besuchten wir den wegen der Aussicht so berühmten Kirchhof. In der That bieten die reizenden, überall von freundlichen Orten belebten Ufer des Sees, mit dem Kranz der Hochgebirge, unter denen wir den Säntis, Speer, Wig-

gis und Glärnisch als alte Freunde begrüßten, ein entzückendes Bild. — Bei alledem ist der Züricher See kein Lago maggiore und die Landschaft entbehrt des süßen italischen Zaubers.

Auch in Thalwyl, wo wir die Nacht blieben, ist die Kirchhofs-Aussicht jener ähnlich, nur fehlt der Säntis. Von hier aus machten wir einen Abstecher auf den als eine der Hauptfernsichten der Schweiz bekannten Albis. Das Wetter war ziemlich heiter, und die meisten Gebirge klar. Die vorzüglichsten Punkte des dem Auge sich bietenden großen Panoramas sind folgende:

Den Anfang der höchsten, in weitester Ferne liegenden Gebirgskette bildet östlich wiederum der vielzackige Säntis, an den sich nur um weniges niedriger der Altmann schließt (Kanton Appenzell), — weiter rechts, und mehr vorliegend der Speer in einer scharfen Spitze endigend, hinter ihm, einer Reihe von Zähnen ähnlich, die sieben Kuhfirsten, (Kanton S. Gallen), — der Mürtschenstock, der mächtige Glärnisch (mit dem wir im Vordergrund des Gemäldes die blanke Sichel des Züricher Sees verlassen) und der breite Schneerücken des hohen Tödi, (Kanton Glarus), — dann die Clariden, das Scheerhorn mit seinem gespaltenen Gipfel, die Windgelle (im Kanton Uri), vor ihnen die Spitzen der Mythen in Schwytz; — weiterhin folgen die dichtgedrängten

Schaaren der höchsten Schneegebirge, zahlreich wie die Wellen im Meer, darunter der Uri Rothstock, der steilabgerissene Titlis mit seiner dicken Schneedecke, (Kanton Unterwalden), und die gewaltigen weißen Giganten des Berner Oberlandes, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, beide Eiger und Jungfrau. — Vor diesem hoch am Himmel am äußersten Horizont strahlenden, silberglänzenden Gürtel ziehen sich näher liegend in dunkler bläulicher Färbung der Roßerg, der Rigi, das Stanzerhorn und der Pilatus hin; vor den letztern der Zuger See, und noch näher der kleine Türler See.

Weniger geneigt ist man bei dieser Pracht der Hochgebirge auch den andern Seiten des Rundgemäldes Aufmerksamkeit zu schenken, wo sich im Westen und Norden das Juragebirge, die Vogesen, der Schwarzwald, und die schwäbischen Bergkegel zeigen.

Wir konnten uns nicht so bald von der Albis Hochwacht trennen, wo wir zum letztenmal die Alpenherrlichkeit erblickten; ungern stiegen wir endlich ins Thal herab, und gingen nach einem erfrischenden Bade in der Sihl, vollends nach Zürich hinein. — Erfreulich war uns gewesen, daß wir nun mit der Form der meisten bedeutenden Gebirge schon bekannt waren, und so einen lästigen Führer füglich entbehren konnten.

Einen anmuthigen Spaziergang machten wir am folgenden Tage nach dem auf einer Höhe hinter der Stadt liegenden, etwa 1 Stunde entfernten, neu erbauten Kaffehaus, die Weid genannt, wo man eine köstliche Aussicht über Stadt und See genießt. Leider waren die Hochgebirge wegen der dicken Luft nur wenig sichtbar.

In Basel, wohin wir über Aarau in zwei Tagen gelangten, fanden wir ein Bataillon Freiburger Urner Scharfschützen, und einige Husaren aus dem pays de Vaud in Folge der Unruhen als Besatzung, und hier, wie in Zürich und Aarau hörte man an den Wirthstafeln fast unaufhörlich politische Discussionen, meistens heftiger und unangenehmer Art, besonders über die Baseler Angelegenheit. Wir sehnten uns in die stillen Alpenthäler zurück.

Am 3. October verließen wir Basel und hiermit war denn unsre Schweizerreise geendigt.

[illegible] der Stadt [illegible] etwa 3 Stunden [illegible] [illegible]

Die [illegible] Bern zu [illegible] [illegible] pays de Vaud in Folge der [illegible] als [illegible] [illegible] politische Einrichtungen, [illegible]

Am 4. [illegible]

Inhalts = Verzeichniß.

		Seite
I.	Reise nach Schaffhausen	1
II.	Der Rheinfall	9
III.	Konstanz, die Insel Meinau	14
IV.	Gais, Weißbad, das Wildkirchli . . .	20
V.	Der Camor, das Rheinthal	36
VI.	Der Wallensee	40
VII.	Der Biberlikopf, der Speer	48
VIII.	Glarus	58
IX.	Der Claridenpaß	67
X.	Altdorf, Sewen, der Rigi und der Vierwaldstädter See	75
XI.	Lucern, der Lungern See und Brüning, der Paß über die Scheideck	89
XII.	Grindelwald und das Faulhorn . . .	94
XIII.	Von Grindelwald nach Bern	105
XIV.	Nach Lausanne	113
XV.	Der Genfer See	115
XVI.	Wallis, das Chamounythal	121
XVII.	Das Rhonethal, Sion, Siders und Brieg	147
XVIII.	Der Simplon	153
XIX.	Reise nach Mailand, die borromäischen Inseln	166
XX.	Mailand	179
XXI.	Der Lago maggiore	192
XXII.	Das Misoccothal, der Bernardinopaß .	199
XXIII.	Das Rheinwaldthal, die Rofflen, die via mala	212
XXIV.	Chur und Pfeffers	222
XXV.	Die Albis Hochwacht. Rückreise . . .	232

Staats-
bibliothek
Bamberg

Druck und Papier von J. Wolf.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zandyck, Moritz

Erinnerungen aus der Schweiz

Düsseldorf 1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.169
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449232-2